

Neueste Nachrichten

des

GLASMUSEUM WEIßWASSER

Mitteilungsblatt des Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V.

Weißwasser, den 01.12.2012

Nr. 30

Liebe Mitglieder und Freunde des Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V., in dieser Ausgabe veröffentlichen wir im Jahr des 75. Geburtstages von Manfred Schäfer - Designer in der Werkstatt für Glasgestaltung und später im Stammbetrieb des Kombinat Lausitzer Glas Verantwortlicher im Produktionsbereich – den zweiten Teil seiner gesammelten Erinnerungen. Manfred Schäfer erzählt uns Episoden – allesamt aus seinem Arbeitsleben – als Beitrag zur Aufarbeitung der jüngsten Geschichte der regionalen Glasindustrie.

Es war einmal ...

Von Manfred Schäfer

15. Episode: Not macht erfinderisch

Es war einmal ...

Ich habe diesen Stoff schon einmal an anderer Stelle etwas betrachtet. Wer diese Episode kennt, soll das Blatt zur Seite legen. Das jetzige ist aber etwas ausführlicher dargelegt.

Zu Zeiten, da mir als Direktor für Produktion und Materialwirtschaft auch der Fuhrpark unterstand, gab es einen Regierungsbeschluss zur Einsparung von Treibstoffen. Die wirtschaftliche Situation war zu diesem Zeitpunkt sehr kritisch für die DDR. Ich glaube heute wirklich daran, dass wir zu diesem Zeitpunkt als Volkswirtschaft „aus dem letzten Loch piffen“.

Damals aber durfte ich mich nicht so zimperlich zeigen, es wäre zu einer hohen Plangefährdung gekommen und das hätten Betriebsverantwortliche, auch ich, sicher bitter gebüßt.

Wenn ich nicht irre, wurden die zugeteilten Kontingente von Diesel und Benzin wohl um 50 % gekürzt. Diese Rationierung erfolgte aus heiterem Himmel. Die betriebliche Situation war aber so, dass wir verpflichtet waren, Transportaufgaben von Rohstoffen, Material, aber auch von Fertigware zu unseren Inlandskunden selbst zu organisieren.

Mit der zugewiesenen Ration an Treibstoffen hätte es sicher Probleme gegeben, oft war zu Monatsmitte der Treibstoff schon verbraucht.

Diesen „Gordischen Knoten“ musste ich mit meinen Mitarbeitern lösen. In wirklichen Härtefällen haben wir den Strohalm ergriffen und das Problem so gelöst: Die betriebliche Fahrzeugflotte durfte nicht für betriebliche Zwecke die öffentlichen Tankstellen nutzen. Ich hatte das Recht, verdienstvolle Mitarbeiter des Betriebes zu einer Auszeichnung vorzuschlagen. Ich stellte also den Antrag zur Prämierung eines Kollegen, ließ die Unterschrift von zwei, drei weiteren Berechtigten einholen und bedankte mich ganz offiziell beim Geehrten, behielt aber die Geldsumme zurück. Damit beauftragte ich einen Kraft

fahrer oder auch den Leiter der Materialwirtschaft, mit einem Kanister Benzin an einer öffentlichen Tankstelle zu holen.

Zu solchen Personen musste ich Vertrauen haben. Das alles, von der vorgetäuschten Prämierung bis zur Abholung bzw. Nutzung des Kraftstoffs aus der öffentlichen Versorgung, durfte keinesfalls ans Tageslicht kommen. Handelnde mussten also wirklich absolut vertrauliche Personen sein.

Die Retour-Kutsche beim eventuellen Bekanntwerden dieser Geschichten hätten wir alle nicht ertragen. Der Zorn der Obrigkeit hätte uns mit voller Wucht getroffen. Leider sind drei Personen schon verstorben, die mir damals treu zur Seite standen! Noch heute sage ich „Danke!“

Abschließend will ich aber auch nicht verschweigen, dass mit den Sparmaßnahmen der DDR-Regierung tatsächlich Einsparungen im größeren Ausmaß erfolgt sind. Das traf auch auf unser Unternehmen, auf unseren betrieblichen Fuhrpark, zu.

16. Episode: Selbständigkeit

Es war einmal eine Zeit, in der ich den Willen hatte, mich selbständig zu machen. Dieser Wille kam zu allererst deshalb zustande, um der mich erdrückenden Last an Arbeit zu entgehen.

Es war die Zeit, als mir als Direktor für Produktion auch noch der ganze Bereich Materialwirtschaft zugeordnet wurde. Die Materialbeschaffungssituation war beschissen, oftmals fehlten uns die passenden Verpackungen für unser Glas, da ja auch die Kartonagenindustrie ihrerseits wieder Sorgen mit der Rohstoffbeschaffung hatte. Die Struktur des Unternehmens war so, dass auch noch der ganze Fuhrpark mir zugeordnet war. Es war die Zeit, als die Kraftstoffe für die Industrie vom Staat kontingentiert wurden.

Obwohl ich täglich mehrere zusätzliche Arbeitsstunden im Betrieb und auch zu Hause geleistet habe, war die Arbeit nicht zu schaffen. Ich bin fast verzweifelt. In dieser Situation und mit dem Wissen, dass die Materialwirtschaft noch weitere Sorgen bringen wird, habe ich den Antrag auf eine selbständige Arbeit gestellt. Zuerst im Betrieb, damals geleitet vom Stammbetriebsdirektor Herrn Gottfried Bär. Dann ging der Antrag zum Vorsitzenden des Volkswirtschaftsrates im Kreis Weißwasser.

Das alles brauchte seine Zeit auf den Dienstwegen, die oft schwierig zu erkennen waren. Sicher wird auch die Truppe von „Horch“ und „Guck“ informiert worden sein. Ich wusste, dass ich viele Widerstände aller Art zu erwarten hatte. Auf einiges konnte ich mich vorbereiten. Noch heute freue ich mich, dass ich nicht nur Gegner hatte, sondern auch Leute, die mir halfen.

Ich hatte seit längerer Zeit ein gutes Verhältnis zum Betriebsleiter des hiesigen Sägewerkes, der später auch Generaldirektor eines Holzunternehmens wurde. Mit ihm habe ich erreicht, dass mir das Zertifikat eines Holzfacharbeiters zugesprochen wurde. Den Ingenieurtitel hatte ich auch und so stand rein juristisch nichts mehr im Wege, mir meinen gedachten Werdegang zu versperren.

Ich wollte eine Werkstatt für Kleinmöbel-Reparaturen betreiben. Räumlichkeiten hatte ich genügend und auch einige Holzbearbeitungsmaschinen hatte ich mir beschafft. Bedarf für solche Arbeiten war genügend vorhanden und auch ein Teil Erfahrungen meinerseits. Ich war schon seit längerer Zeit dabei, Heizungsverkleidungen anzufertigen. Aber durch die vielen Dienstaufgaben musste ich das private Hobby leider etwas schleifen lassen.

Gleichzeitig war ich auch mit Kindergärten und Schulen im Kontakt, um von dort Arbeit zu bekommen. Wie oft hörte ich als Vorsitzender eines Elternaktives die Klagen der Lehrer über kaputte Stühle oder Anschauungsmaterialien. Die Leiterin des Kindergartens hatte sackweise kaputte, aber reparierbare Spielsachen. Ob mir diese Arbeit zum Broterwerb gereicht hätte, kann ich auch heute noch nicht beurteilen. Vielleicht hätte ich noch neue Erwerbsquellen suchen müssen, um überleben zu können.

Was soll es: Es ist alles vorüber, es ist alles vorbei. Mein Selbständigkeitskarussell drehte sich weiter.

Zuerst wurde ich zum Gespräch beim Rat des Kreises geladen und es war sicher gewollter Zufall, dass der Vorsitzende des Bezirkswirtschaftsrates Cottbus in Weißwasser weilte. Er wollte sich sachkundig machen, wie seine untergeordneten Dienststellen bzw. Mitarbeiter mit solchen Anliegen der

Bürger der DDR umgehen. Natürlich hatte ich den „Braten“ sofort gerochen und mich auf solch billige und primitive Ausreden eingestellt.

In diesem Gespräche habe ich immer wieder meinen Willen beteuert, helfen zu wollen und etwas Vernünftiges für die Bevölkerung zu tun. Von der Vertreterin des Rates des Kreises bekam ich keine Hilfestellung und ihr hoher Chef konnte nicht begreifen, wie ich als Genosse eine solche Haltung einnehmen kann. Ich wurde zurückverwiesen an betriebliche Vorgesetzte, die eine Entscheidung treffen sollten, ob ich abkömmlich sei oder nicht.

Dieses Gespräch fand dann auch beim Direktor des Stammbetriebes im Beisein des Generaldirektors des Kombinat Lausitzer Glas statt. Auch hier traf ich nur auf Verwunderung meiner Vorgesetzten: Wie konnte ein Genosse den Willen haben, ein kleiner Kapitalist zu werden?

Ergebnis dieser Aussprache war dann, dass ich nach 5 Jahren nochmals einen Antrag stellen sollte. Bis dahin braucht das Unternehmen Zeit, um für mich einen Ersatz heranzubilden. Welche Ehre!

Nach nur wenigen Jahren hatte die Zeit mein damaliges Problem geklärt.

Die Leser meiner Episoden bitte ich um Verzeihung, wenn bestimmte Dinge wiederholt dargestellt sind. Oft ist eine Sache Bedingung oder Begründung für andere Sachen. Der Verständigung wegen habe ich diese Wege beschritten.

17. Episode: Plaste-Osterhasen, Fluchtwege und andere Dinge

Es war einmal und meine Erinnerungen gingen mir durch den Kopf.

Es ist gerade das Osterfest 2012, kühl, grau und windig ist es draußen. Vor über 37 Jahren, es scheint, dass es schon eine Ewigkeit ist, ging mir auf dem Zentral-Flughafen der DDR Berlin-Schönefeld ganz schön die „Muffe“. Meine Tochter war im schönsten Kindesalter und der Vater kehrte kurz vor Ostern von einer Auslandsreise zurück und hatte noch vor dem Abflug in Paris-Orly kein Mitbringsel für sie. Sie wäre wohl endlos enttäuscht gewesen. Noch vor der Gepäckabfertigung kaufte ich eine Kleinigkeit in einem Shop mitten in der Abfertigungshalle, öffnete den Koffer und packte es ganz obenauf, auf die Wäsche.

Es war ein Plaste-Kreuz mit 4 kleinen Osterhasen, die aufs Kreuz aufgesteckt wurden und mit Plasteringen eingefangen werden sollten – also ein Wurfspiel. Es passte zum Alter meines Kindes und zum bevorstehenden Fest. Was aber absolut nicht passte, das war meine Dummheit, es nicht in die Einfuhrbescheinigung, also Zollklärung, zu schreiben. Ich habe es ganz einfach vergessen, es kam mir nicht in den Sinn. Ich hatte auch keine Ängste oder Sorgen während des Fluges nach Hause, das Thema war weg!

Bis zur Ankunftskontrolle durch die Zollorgane der DDR war ich noch sorgenfrei. Selbst als ich der höflichen Aufforderung der Zollkräfte, meinen Koffer zur Kontrolle zu öffnen, nachkam, ist mir noch immer nichts durch den Kopf gegangen. Ich öffnete einen zusätzlich angebrachten Gurt am Koffer, hob die Kofferklappe hoch und bin wohl zur Salzsäule erstarrt: Die Plaste-Osterhasen erblickten das Licht und ich wäre wohl am liebsten in die Erde versunken.

Ich kann mich nicht erinnern, was ich vor den Zollbeamten wohl stammelte. Es war Angst, Unrecht getan zu haben, es war Angst, nicht die Wahrheit auf der Zollklärung geschrieben zu haben, es war Wut über meine Dämlichkeit, es war fast pure Ohnmacht.

Heute lacht jeder darüber – doch damals: Es war eben anders! Es gab die DDR! Etwas abseits vom Trubel der Masse durfte ich den Rest des Koffers dem Zoll vorführen. Ich bekam keine Strafe, es wurde sicherlich als Versehen gewertet und nicht als Straftat, die es ja wirklich nicht war.

Ich will in diesem Beitrag über weitere Marotten schreiben, die man an sich hatte oder auch in einer Gemeinschaft ausheckte.

Jedes Hotel, in dem ich übernachtete, habe ich auf Fluchtwege hin überprüft. Ich wollte immer wissen, wohin ich mich bewegen muss, wenn einmal ein Notfall eintreten sollte. War ein Balkon vorhanden,

dann habe ich ihn betreten und Wege abwärts versucht zu finden. Gab es in größeren Hotels lange Flure, eventuell mehrere Abgänge, dann habe ich sie in Augenschein genommen. Ich habe aber nie einen Notfall erlebt und brauchte nie meinen Notfallplan einhalten – aber ich war so!

Ein Nächstes fällt mir ein: Ich habe lange Zeit gewisse Schlafstörungen gehabt, oft bin ich im Hotel auf den Balkon getreten und habe mir den Straßenverkehr angeschaut. In einer Großstadt ist etwas mehr los als in meinem „Dorf“ Weißwasser. Merkte ich die Müdigkeit, dann verschwand ich ins Bett.

An einem Abend habe ich mir erlaubt, entgegen den DDR-Vorschriften für Reisekader, einen Allein-Spaziergang in der Gegend des Hotels zu unternehmen. Es war in der Nähe eines Bahnhofs. In diesen Gegenden spielt sich ja überall und immer etwas ab. Ich bin wohl in ein Wohnviertel arabischer Bürger geraten, es herrschte mächtiger Trubel, am Straßenrand wurde gekocht oder gebruzelt, Musik spielte und die Anwohner lebten und liebten ihr Leben. Mir wurde immer wieder Speise und Trank angeboten – ich nahm nichts. Das alles geschah schon zu recht vorgerückter Stunde, ich glaube abends nach 23 Uhr. Als der Trubel immer größer wurde, wendete ich um und zog schnurstracks in Richtung Hotel-Bett. Mir war nicht gerade wohl bei diesem Spaziergang.

Viel schöner war mein nächstes Erlebnis – wir lachten ewig darüber. Es war wohl schon in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Die gesamte „Ausstellungs-Mannschaft“ der Glas- und Keramikindustrie bei einer Ausstellung in Paris war auf dem Heimweg von der Ausstellung zur Schlafstätte in einem Hotel. Das Abendbrot hatten wir uns aus unseren Tagesspesen selbst zubereitet. Unsere weiblichen Mitglieder gingen sehr seriös und solide mit den Spesen um, kauften tagsüber im Supermarkt etwas ein und bereiteten zum Abend etwas Gutes vor. So blieb uns erspart, das „Wenige“ in einer Gasstätte auszugeben.

Auf dem Weg zu unserer Schlafstätte gab es manchen Rückblick auf den Tag, aber auch kleine „Sticheleien“ untereinander. Ein „Porzelliner“ kam auf die Idee, dass sich heute ein seriöser Herr aus unserer Gruppe opfern muss und mit einer am Straßenrand patrouillierenden Dame Kontakt aufnehmen sollte. Aus den Vortagen war uns bekannt, dass vor dem gleichen Gebäude sich immer die gleiche Dame zeigte. Sie war nicht mehr ganz tafrisch, eher schon etwas eingestaubt, aber ganz selbstsicher im Auftreten.

Wer der Auserwählte unter uns sein sollte, war schnell geklärt. Er ging nun, einigen Abstand zu uns allen haltend, voraus. Wir als Gruppe verlangsamten unser Tempo und gaben ihm die Chance, Abstand zu uns zu gewinnen. Als er der erwähnten Dame gegenüber stand, hatten wir schon das Gefühl, dass die Sprachbarriere sehr hoch war: Sie ohne Deutsch, er ohne Französisch. Die Dame war mit Feuereifer dabei, schöpfte sie doch Verdacht auf ein kleines Geschäft.

Der von uns Auserwählte war regelrecht froh, dass wir ihn beim Vorbeimarsch wieder in unsere Runde nahmen, ihn aus ihren Fängen befreien. Die Dame begeisterte uns alle, sichtbar erbot und fast böseartig. Unter uns gab es ein Heidengelächter. Selbst am nächsten Tag musste sich unser Auserwählter allerhand anhören.

Es gab aber auch Dinge, über die ich mich sehr gewundert habe. Ich war Mitarbeiter einer Verhandlungsgruppe unseres Unternehmens, das Entscheidungen zum Import gewisser Technik vorzubereiten hatte. Dabei sollte ich besonders für das Spezialgebiet der Erzeugnisentwicklung zuständig sein.

Während der Verhandlung umgab uns ständig Zigarrenrauch, verbreitet vom Gegenüber, von unserem Verhandlungspartner. Mein in diesem Moment Vorgesetzter, fand diesen Duft so irre, dass er in fast jedem zweiten Satz ein lobendes Wort darüber sprach. Die Lobhudelei ging so weit, dass der Partner begriff, was damit gemeint war. An den nächsten drei Tagen lag jeweils auf dem Frühstückstisch eine kleine Schachtel der angebotenen Zigarrensorte.

So sah meine Welt nicht aus. Das konnte und wollte ich nicht.

18. Episode: Der Glas-Sammler Schäfer

Es war einmal, da fing ich an, Glas zu sammeln.

Ich bin wohl in meinem Leben einige tausend Jahre rückwärts gegangen. Die Menschheit begann zu

existieren und übte in frühesten Jahren die Leidenschaft als Jäger und Sammler aus. Das war zu jener Zeit überlebenswichtig. Diese Leidenschaften dienten in erster Linie dazu, sein Leben zu fristen, versorgt zu sein für heute und morgen.

Das hat sich im Verlaufe der Menschheitsgeschichte in ganz andere Dimensionen entwickelt. Wenn ich persönlich das „Sammeln“ von heute präzisieren sollte, dann sage ich: Es ist ein Anlegen finanzieller Werte in Form von Wertsachen! Wer Geld im Überfluss hat, kauft Ölgemälde, Goldschmuck, alte Schränke oder Truhen. Zu denen gehöre ich nicht, die aus Überfluss Geld an den Mann bringen wollen, um Wertvolles zu ergattern.

Spät, vielleicht zu spät in meinem Leben, habe ich begriffen, dass die manuelle Glasmacherei dem Untergang geweiht ist. Dass Glasstücke, die noch existieren, aus Unwissen, aus Unkenntnis in der Abfalltonne landen, dem wollte ich zuvor kommen.

Ich begann Gläser, Glaserzeugnisse unterschiedlichster Art, die technisch oder technologisch etwas Besonders sind, aufzuheben, bewahren vor dem Untergang. Die Anfangsstücke waren kleine Likörkelche aus Überfangglas, die Vielfalt der Farben überrascht jeden. Später folgten Briefbeschwerer in der ganzen Vielfalt eingelegter Motive von der Petunien-Blüte bis hin zum „Eisernen Kreuz“ als Kriegsauszeichnung schon im I. Weltkrieg 1914 ... 1918. Dieses Genre von deutschem Patriotismus hat eine zeitlang auch die Glasindustrie bestimmt.

Später kamen weitere Veredlungstechniken, glasauftragende und glasabtragende, hinzu. In unserer Gegend sehr bekannt ist auch die Fertigung der Arsall-Gläser in den VLG um 1920. Sie hatte Vorbilder besonders im Elsaß (Frankreich) in der Firma Gallé. Hier wurden aus Überfanggläsern Motive herausgeätzt, teilweise auch durch Materialauftrag wieder um Motive ergänzt. Das sind Techniken, die das Herz von Glasfachleuten höher schlagen lässt. Glücklich kann der sein, der solche Stücke sein eigen nennen kann. Er muss aber Verständnis dafür haben.

Ich selbst wollte nie ein Spezialist für eine bestimmte Sache sein und so ging meine Sammelleidenschaft weiter in die Breite. Einzelnen alten Stücken u. a. aus Köln-Ehrenfeld um 1885, einem Kelch mit Schwarzlot-Malerei – sicher um 1870 entstanden – folgten Pressglaserzeugnisse, u. a. ein Teller mit dem Schrifttext „Unser täglich Brod gib uns heute“ in dieser alten deutschen Schreibweise.

An Vasen aus der Vorkriegs- und Kriegszeit sind eine Vielzahl von Glasmacher-Techniken sichtbar, mit Fäden verziert, als Gardinen gekämmt, mit Metall-Oxiden oberflächenbehandelt usw.

In letzter Zeit, bei meinen Besuchen auf Trödelmärkten, habe ich wiederholt hervorragend geschliffene Teile aus Toilettengarnituren gefunden. Neben der Vielschichtigkeit gefärbter Gläser besticht vor allem der Flächenschliff an diesen Erzeugnissen. Gemeinsam mit Heinz Schade, einem absoluten Fachmann der Glasschleiferei, haben wir uns solcherart Erzeugnisse angeschaut und sehr oft auch keine Erklärung dafür gefunden, wie ihre Herstellung erfolgte. Eigentlich schlimm – mit dem großen Wissen der Gegenwart lassen sich nicht alle Geheimnisse der Vergangenheit lüften. Achtung und „Hut ab“ vor dem Können von damals!

Die vorab beschriebenen Gläser stammen zumeist aus Glasfabriken diesseits und jenseits des Riesengebirges, sprich Schreiberhau und Harrachow, und auch aus Glashütten unserer näheren Heimat.

Für alle Gläser, die ich besitze, existiert ein Beleg. Der Beleg besteht überwiegend aus einem selbst gemachten Foto und dem Versuch, mit meinen geringen Kenntnissen Ort und Zeit der Herstellung zu finden. Das gelingt wirklich nicht immer und ich habe schon einige Korrekturen machen müssen. Wenn das neu gefundene Wissen besser ist, dann nutze ich es natürlich.

Wer Lust hat, wer Liebe hat, wer Glas faszinierend findet, den lade ich ein, mit mir und mit meinen Gläsern in ein Zwiegespräch zu treten. Ein Anruf genügt und mit Freunden trink' ich auch ein „Bierchen“ dabei. Herzlich willkommen!

Die folgenden Bilder zeigen einen Ausschnitt aus meiner kleinen Sammlung:

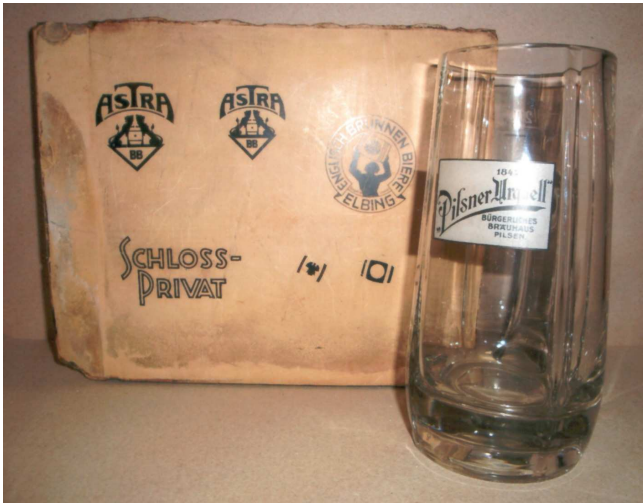
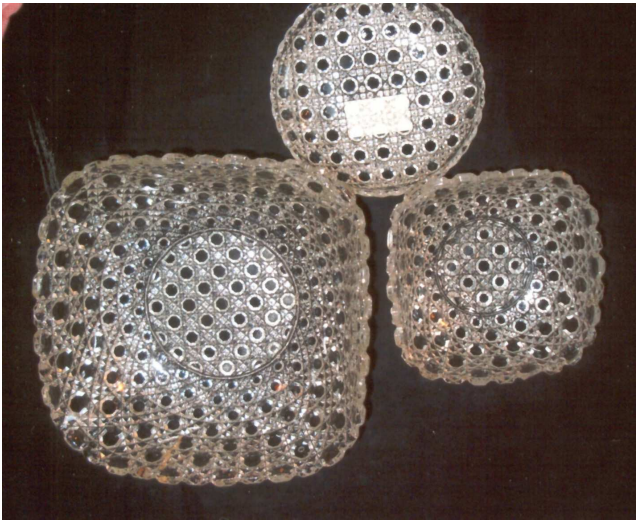


Foto: B.-I. Friedrich



Foto: B.-I. Friedrich







Wenn ich abschließend eine Bitte an die Leser richte, dann zeigt es wieder, wie wenig wir wissen:

1. Wer kennt dieses Wappen bzw. Innungszeichen?



Ist das ein Innungszeichen oder?

Text: Zur Erinnerung an das 200jährige Jubiläum am 30. Juni 1898

Hersteller: Mit großer Wahrscheinlichkeit die Fa. Glaswerke Wilhelm Gelsdorf & Co., die ab 1892 unter diesem Namen firmiert

2. Wer kennt den Verfasser dieses Gedichtes?

IN EINER GLASHÜTTE

In der Hütte wird es munter
Und die Meister fragen schon
Nach den Mustern, nach den Formen,
Und im rauhen Hüttenton
Rufen sie den Stuhl zusammen.
Aus dem Ofen leuchtet's hell
Und zur Stelle ist ein jeder –
Das Gewitter löst sich schnell.
Kübelmacher tauchen Pfeifen
In das feurig-flüss'ge Glas,
Achten nicht der glüh'nden Hitze;
Wehren nicht dem heißen Gas.
Der Gehilfe nimmt das Kölbchen,
Formt es vor im Wolgerholz;
Gut dem Meister es zu geben,
Ist sein ganzer Arbeitsstolz.
Prüfend übernimmt's der Meister,
Kunst und Nutz' es werden soll –
Freut sich seiner sauber'n Arbeit.
Und er bläst es rund und voll,
Schwenkt es glühend durch die Lüfte,
Bläst ihm Glanz und Schönheit ein,
Dreht es in der Form zum Körper,
Bis er starr und licht und rein.
Glas, geboren aus dem Feuer,
Fluss und Erde gleicherzeit –
Spiegelung nur verrät dein Dasein,
Sinnbild der Bescheidenheit!
Bist wie Licht so unaufdringlich,
Dem du schon seit ewig glichst.
Arbeitsstolz und Arbeitsfreude
Stecken in dir, bis du brichst.

R. Lehmann

Dieses famose Gedicht, dieses Loblied auf die Arbeit der Glasmacher,
fand sich in den Unterlagen von Hans Lutzens

Abbildungen – wenn nicht anders gekennzeichnet: Sammlung Manfred Schäfer

19. Episode: Freunde, Freunde, Freunde ...

Es war einmal und ist noch immer, ich hatte Freunde, Freunde, Freunde ...

Eigentlich wollte ich verhindern, dass ich mich aufs Glatteis begeben. Freunde oder Arbeitskollegen, Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen aus Arbeitskollektiven als etwas „Besonderes“ zu klassifizieren birgt in sich, dass andere verletzt sein könnten. Ich verspreche hoch und heilig, dass ich das nicht im Sinn hatte, als ich diese Episode schrieb. Ich könnte hunderte andere Personen ebenfalls zu meinen Freunden zählen, ohne dass ich sie genannt habe. Mit sehr, sehr vielen bin ich noch immer freundschaftlich verbunden und wir wechseln mit zwischenzeitlich „Ortsfremden“ so manchen Brief oder manches Telefonat. Mit „Hiergebliebenen“ gibt es bei Besuchen, beim Treff auf der Strasse oder im

Wartezimmer beim Arzt manch Gedankenaustausch. Ich wünschte mir, es soll auch so bleiben. Leider haben einige meiner guten Freunde schon den letzten Gang angetreten. Bei all jenen, wo ich konnte, habe ich die letzte Ehre erwiesen. Auch das wird bei mir so bleiben, so lange ich kann!

Natürlich gab es auch Mitarbeiter, auch weibliche, mit deren Meinung die meinige nicht in Übereinstimmung stand. Dazu nur ein Beispiel: Ich bin Atheist und wir hatten viele Belegschaftsangehörige, die stark gläubig oder in einer Sekte tätig waren. Das war aber meinerseits nie ein Streitpunkt, der zu Unfrieden führte. Es wird zu einem späteren Zeitpunkt nochmals eine sehr kritische Meinungsäußerung meinerseits zu einem ehemaligen Vorgesetzten erscheinen. Noch lasse ich offen, wann das geschehen soll.

Abschließend zu dieser Einleitung will ich alle um Verzeihung bitten, die ich vielleicht doch benachteiligt habe. Ich rede mir auch ein, dass ich in meinem relativ hohen Alter keine Angst mehr vor der Zukunft haben muss und auch nicht vor Kritik, die folgen könnte. Selbst Schaden kann mir kaum noch jemand zufügen. Ich bin jetzt mein eigener Herr, ohne Chef vor mir, aber doch in guter Obhut meiner Frau.

Zu meinen engsten Freunden in meiner Arbeitswelt zähle ich den Designer und Glasmaler Heinz Thiele:



Heinz Thiele, Selbstbildnis

Er ist gleichzeitig ein ganz bekannter Volkskünstler auf dem Gebiet der Malerei.

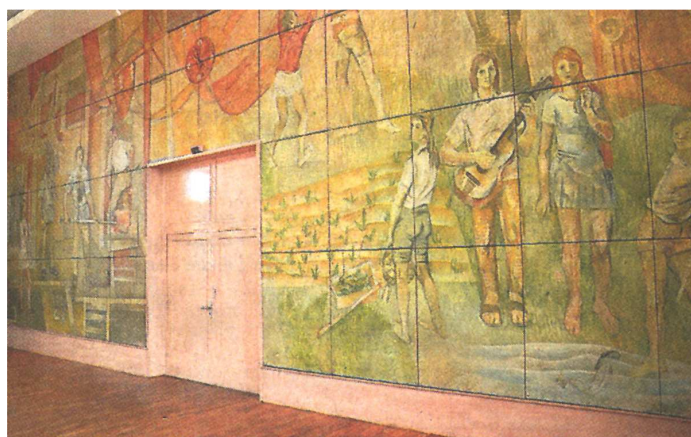
Wir haben jahrelang miteinander in der Erzeugnisenwicklung gearbeitet. Der Zufall wollte es, dass ich 1972 ein kleines Häuschen erwarb und Heinz Thiele Lust auf ein kleines Gärtchen mit Laube hatte. Ich war Garten-Mieter in einer Gartensparte des VKSK und es gab keinerlei „Wenn oder Aber“ – Heinz mit seiner Frau bekam unseren Garten! Er blieb Pächter bis zum Umzug in das Anwesen seiner Schwiegereltern.



Eigenheim des Verfassers
Zeichnung: Heinz Thiele, 1999

Ich darf mich als Fan seiner künstlerischen Arbeiten betrachten und bewahre ein großes, breites Spektrum seiner Bilder bei mir auf. Ein erstes Bild haben wir bereits 1984 erhalten. Es ist ein größeres Aquarell mit einem Motiv vom Braunsteich. Heute hängen ca. 100 Bilder in unserer Wohnung in vielfältiger Gestaltung, als Holzschnitte, Linolschnitte, Kaltnadelradierungen, Ölpastelle und Aquarelle. Ich wünschte mir, dass diese Kollektion als Gesamtheit erhalten bleibt.

In der „Lausitzer Rundschau“ vom 15./16.09.2012 fand ich den Artikel „Geschichte(n) aus der Marx-Straße“⁽¹⁾ und mitten drin das Foto vom denkmalgeschützten Wandbild im Telux-Speisesaal. Zu den sechs genannten Schöpfern dieses Wandbildes zählte auch mein Freund Heinz Thiele. Ich hoffe und wünsche, dass nicht Kulturbanausen heutiger Zeit dieses Kunstwerk sich selbst überlassen oder anderswie dem Verfall preisgeben.



1971 bis 1973 entstanden – das Wandbild im Telux-Speisesaal
Foto: D. Preikschat

Aus der großen Schar mir lieb gewordenen Glasmacher werden mir Hans Lutzens und Arthur Rösner immer in Erinnerung bleiben.



Hans Lutzens und Arthur Rösner (li.)
Foto: Aus „Die Lausitz und ihr Handwerk“

Beide verrichteten am Ende ihres Arbeitslebens die Tätigkeit in der „Musterwerkstelle“ der Werkstatt für Glasgestaltung. Der Kelchglasmacher Hans Lutzens hatte davor schon eine artähnliche Arbeit in der OLG verrichtet und fertigte für neue Kelchserien oft die ersten Muster. Er war gleichzeitig einer der Auserwählten, die Erzeugnisse aus der Entwicklungswerkstatt von Wagenfeld fertigen durften. Horst Schumann, ein Kelchglasmacher in neuerer Zeit, bezeichnete Lutzens als Glasmacher, der die

feinsten und akkuratesten Bodenplatten an ein Kelchglas „zaubern“ konnte. Er behauptet sogar, dass er alle Kelche aus der Hand von Lutzens an der Bodenplatte erkennen würde. Ihm habe ich ebenfalls eine kleine Veröffentlichung gewidmet.

Auch im Privaten gab es mit der Familie Lutzens viel Gemeinsames, von der Hausarbeit bis zu Feiern. Unvergessen bleibt mir sein Suchdienst per Moped nach meiner Person, als ich nach einer kleineren Operation die Poliklinik in der Forster Strasse verließ und lange Zeit nicht zu Hause ankam. Er befuhr mehrmals meinen möglichen Heimweg – ich war unauffindbar. Bedingt durch die kleinen Behinderungen beim Laufen hatte ich unterwegs Ruhepausen einlegen müssen und verschwand damit von der Bildfläche. Nach über zwei Stunden von der Forster Strasse bis zur Schillerstrasse habe ich mein Zuhause gefunden. Danke, Hans! Wir hatten seiner Tochter versprochen, ob seinem und dem Tode seiner Frau die Stiefmütterchen für die Frühjahrsbepflanzung aus unserem Garten zu liefern. Wir haben das Versprechen gehalten, bis die Liegezeit beendet war!

Der Glasmacher Arthur Rösner fertigte in der OLG vor allen Dingen Großzeug, ehe auch er, als Abgang aus der Hektik der Produktion, eine wirklich ihn befriedigende Arbeit in der Musterwerkstelle fand. Seine ganz einfache, unsensible Art in der Zusammenarbeit mit anderen steckte förmlich an. Mit ihm konnte man „Pferde klauen“! Ich war von seiner Menschlichkeit befangen, er bot jedem, der es wollte, seine Hilfe an. Bei ihm habe ich eine Vielzahl von Gedanken und Vorschlägen erhalten, die mir in meiner Gartenarbeit auf meinem Grundstück wertvoll waren. Rösner hatte einen sorgsam gepflegten und gehüteten Garten mit Haus, der von der Hermann-Strasse bis zur Grün-Strasse reichte. Die Ordnung darin war mustergültig, sie war so, wie seine fachliche Arbeit auch war. Es war eine Pracht, sein Grundstück zu sehen. Die vielen Obstbäume darin hat er selbst groß gezogen und sie haben auch Früchte für meine Familie getragen. Aus seinen Nachzuchten steht noch heute ein Apfelbaum in meinem Grundstück.

Das folgende Bild zeigt eine Arbeit der beiden Glasmacher Lutzens und Rösner, entstanden um 1960 in der Musterwerkstelle der Werkstatt für Glasgestaltung:



Es gibt nur ganz, ganz wenige von ihnen. Ich glaube, sie sind an einer Hand abzuzählen.

Aus der großen Schar der Veredler (Schleifer, Maler, Siebdrucker usw.), zu denen ich ebenfalls ein recht gutes Verhältnis hatte, will ich Walter Müller, den Musterschleifer aus der OLG, herausheben. Manchmal „grandelnd“ hatte er seinen Arbeitsplatz im Bereich des „Fließbandes“ deren Leiterin Frau Hannelore Kaiser, Ehefrau des famosen Krugmachers Sieghard Kaiser, war. In Gesprächen, im Gedankenaustausch war Walter Müller oft recht sprachfaul und trotzdem suchten seine Gedanken schon Lösungen zu finden für das, was Gesprächsthema war. Als etwas ganz „Besonderes“ wird in meiner Erinnerung haften bleiben, als ich Walter Müller als Langzeitbeschäftigter in unserem Betrieb verabschiedet habe. Ich sagte am 5. Februar 1987 persönlich in aller Öffentlichkeit folgende Worte zu ihm: „Du wirst wohl selbst nicht wissen, an wie vielen neuen Erzeugnissen unseres Betriebes deine Handschrift zu lesen wäre?“ Es erübrigt sich, dass ich weitere Worte dazu setze.



1. Mai 1980

Der große Herr mit der Zigarette in der Hand vor der Dame in heller Hose ist Walter Müller.

Aus dem ganzen Umfeld der Handwerker, des Verwaltungsbereiches, dem Technik- und Technologiebereich bleibt mir Karl-Heinz Möhle, Leiter der Formenregenerierung aus der „Bärenhütte“, in bester Erinnerung. Er war ein absolut zuverlässiger Partner, wenn er sein Wort zur Lösung eines Problems gab. Sein absolutes Verständnis bei der Aufnahme von Gedanken seines Gegenüber war frappierend. Einmal erklärt begriff er sofort das Thema. Sein Vorstellungsvermögen war super! Durch meine schlechte Mobilität sehen wir uns leider selten, um ein Schwätzchen zu machen. Im „Fuchsbau“, der kleinen Kneipe im Eisstadion, haben wir trotzdem ein Bierchen getrunken! Meine Achtung vor der Bescheidenheit, vor der Kollegialität dieses Menschen.

Es ist mir schon eine große Freude, dass ich Taten oder auch die Namen meiner Freunde selbst nach etwa 30 Jahren in Tageszeitungen wieder finde. So ist mein Freund Karl-Heinz Möhle ins „Gerede“ gekommen. In der „Lausitzer Rundschau“ vom 24.08.2012 wird der Blumenschmuck der Familie Möhle auf dem Balkon ihrer Wohnung im Albert-Schweitzer-Ring gezeigt²⁾. Aus etwa 100 Einsendungen ist ihr Balkon als „Bester“ im Rahmen eines Wettbewerbes ausgezeichnet worden. Ich gratuliere herzlich dazu und wünsche „Möhles“ auch weiterhin einen guten „grünen“ Daumen und den Vorbeigehenden viel Freude an der Blumenpracht.



Der mit Blumen geschmückte Balkon der Familie Möhle im Albert-Schweitzer-Ring hat gewonnen
Foto: WBG

Noch zwei Bilder zu meinem Freund Karl-Heinz Möhle von „vorgestern“ und „gestern“:



Im Kulturraum der Bärenhütte
(etwa 1985; K.-H. Möhle (li.) gehörte zur Brigade „Formenwerkstatt“; Besonderheit: es gab noch Bier in 0,33 l – Flaschen!)



K.-H. Möhle im „Fuchsbau“ im Eisstadion
(etwa 2002)

Zu meinen wertvollen Bekanntschaften zählt auch die langjährige Botin unseres Betriebes Frau Krebs. Meine Radtouren und ihre kleinen Ausflüge zu Fuß querten sich sehr oft in unserer Rentnerzeit. Immer, aber immer habe ich mich vom Rad begeben und wir haben ein kleines Schwätzchen miteinander gehalten. Meine Achtung gilt auch ihr!

Als vorerst letzter will ich meiner ehemaligen Sekretärin meine Hochachtung bezeugen. Es ist Gabi Schuster, verheiratet Schulze, Tochter und Schwester des noch immer in Skerbersdorf herrschenden „Bäckerclans“. Sie hat mir über viele Jahre hinweg als Verantwortlicher im Produktionsbereich der OLG viel Hilfe und Unterstützung gegeben. Ohne dass sie von mir befragt würde bin ich mir sicher, sie gäbe dem gleichen Gedanken den Vorrang: Wir haben gut miteinander unsere Arbeit verrichtet. Ihr gilt uneingeschränkt mein Dank. Wir sind auch heute noch in ständiger Verbindung und das Schuster-Brot schmeckt eben! Das ist gleichzeitig ein Lob an das Bäckerhandwerk Schuster, das in Skerbersdorf tief verwurzelt mit dem Ort ist. Qualität setzt sich zu jeder Zeit durch, Schuster-Brot hat Vergangenheit und Zukunft!

Anhang

(1)

Geschichte(n) aus der Marx-Straße

Denkmal-Tour entführt Teilnehmer in die Industrie-Zeit von Weißwasser

Von Daniel Preikschat

Für die kurze Wegstrecke von der evangelischen Kirche in der Muskauer Straße bis zur Telux in der Straße der Einheit haben 34 Denkmal-Interessierte am Sonntag zwei Stunden gebraucht. Kirche, Hotels, Stadtvillen, Reihenhäuser und ein Wandbild hatten ihnen viel zu erzählen. Eine wichtige Erkenntnis dabei: Holz hat einen hohen Denkmalwert.

Manches scheint sich in Weißwasser nie zu ändern. Die Muskauer Straße zum Beispiel galt heute genauso wie vor 100 Jahren als Eingangstor in die Stadt, das einen ordentlichen Eindruck machen sollte. Und so wie erst kürzlich wieder die Trinker, die es sich direkt an der Straße auf Bänken gemütlich gemacht hatten, erregte in den Zwanziger Jahren eine "Grünzeugbude" Anstoß bei den Stadtvätern. Ausgerechnet vor dem repräsentativen Hotel zur Krone mit dem prächtigen Tanzsaal verkaufte Auguste Raabe ihre Ware. Zuerst wurde das noch geduldet. Doch als der Autoverkehr einsetzte, war der Stand für den Gemeinderat eine "schädigende Ansicht, besonders für die aus Muskau eintreffenden Besucher Weißwassers". Auguste Raabe musste umziehen.

Denkmalgeschützte Villen-Meile

Anekdoten wie diese bekamen die Teilnehmer einer Besichtigungstour am Tag des offenen Denkmals mehrfach zu hören. Denn Anne Petrick und Günter Segger von der Denkmal-Kommission Weißwasser hatten gut recherchiert und konnten so beides anbieten: die Beschreibung der Gebäude in ihrem Denkmalwert und auch ihre Geschichte(n). Mit im Blick hatten die Denkmalschützer dabei immer den Baustoff Holz. Denn deutschlandweit sollte sich der Tag des Denkmals am 9. November dem Naturstoff widmen. In der evangelischen Kirche, 1893 eingeweiht, bestehen vor allem Fußboden und Tragwerk aus Holz, wie Anne Petrick erklärte. Schwamm, Fäule und Artilleriebeschuss im Zweiten Weltkrieg setzten dem Baustoff zu. Über 13 Kubikmeter mussten bei der Dachsanierung neu eingebaut werden.

Die im Anschluss angesteuerten Gebäude hatten zwar keinen so hohen Holzanteil wie die Kirche. Überall aber erfüllte das Naturprodukt ebenfalls eine tragende oder doch zumindest verschönernde Funktion. So war im Tanzsaal des Hotels zur Krone eine Holzdecke eingezogen, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit Seilen abgehängt wurde. Eine Reihe von Villen in der heutigen Karl-Marx-Straße, die früher Wilhelm-Straße hieß, zieren Fachwerk-Elemente, Bohlenbögen sowie Balkons, Giebel und Gauben aus Holz.

Wandbild war Team-Arbeit

In Verlängerung der Karl-Marx-Straße ist in der Straße der Einheit das Glaswerk – zuvor die Heimstatt der Osram GmbH und der Oberlausitzer Glashüttenwerke Schweig & Co – im Wesentlichen zwar aus Stein, Beton und Glas gemacht. Im Speisesaal jedoch bilden Holzspanplatten die Grundlage für ein denkmalgeschütztes Wandbild mit interessanter Werkgeschichte, wie Anne Petrick ausführte. Sechs Maler arbeiteten von 1971 bis 1973 parallel an der großformatigen sozialistischen Kunst mit Figuren aus der Arbeits- und Freizeitwelt. "Im Volkskunstzirkel standen ihnen dafür ja nur die Wochenenden zur Verfügung", erklärte Günter Segger nach der Denkmal-Tour der RUNDSCHAU. Außerdem sollen sich die Maler nicht immer einig gewesen sein, wie denn das Bild am besten auszufüllen ist. Gegen Ende war es dann auch nicht einfach, die Übergänge zwischen den Wandbild-Segmenten herzustellen, die separat bearbeitet wurden, so der Denkmalschützer.

Erstaunlich für die Teilnehmer war aber auch, dass es neben der großen Glas- noch eine kleine Selters-Fabrik gab. In der Karl-Marx-Straße 27 wurden von 1906 bis nach dem Ersten Weltkrieg Flaschen gereinigt, mit einer Kohlensäuretablette versehen und wieder verschlossen an die Kunden zurückergeben. "Das nannte man dann gleich Fabrik", so Segger. Als das Nebengebäude der Villa abgerissen wurde, fand man noch Flaschen mit dem entsprechenden Etikett. In dem Backstein-Wohnhaus schräg gegenüber war ein Flaschenausschank und eine Tabakprobierstube für die Glaswerk-Arbeiter.

Hohe Fürsorge für Glasarbeiter

Die Architektur des Stadtviertels, das wurde bei dem Rundgang ebenfalls deutlich, spiegelte die Hierarchien im Glaswerk wieder. Während sich die Fabrik-Direktoren und Meister mit Holz-Elementen verzierte Villen leisten konnten, wohnten die einfachen Glasarbeiter in Reihenhäusern, die für damalige Zeiten allerdings gut ausgestattet waren und schon zur Beginn des 20. Jahrhunderts zum Beispiel über Spül-Toiletten verfügten. "Gute Glasmacher waren gesucht und sollten gehalten werden", erklärt Segger. Die Fabrikgeber zeigten daher auch aus Eigennutz eine hohe soziale Fürsorge. In der Gartenstraße 18 bis 22 sahen die Denkmalfreunde Reihenhäuser mit Vorgarten und individuell gestalteten Haustüren, in denen gut verdienende Osram-Mitarbeiter wohnten.

Den meisten Erzählstoff bei der Führung lieferte allerdings das Hotel zu Krone. Anne Petrick und Günter Segger profitierten dabei auch von der guten Zuarbeit von Ortschronist Lutz Stucka. Er hatte nicht nur die Geschichte von Gemüsefrau Auguste Raabe weitergereicht. Von Stucka erfuhren die Denkmalschützer auch vom Auftritt des deutschen Außenministers Walther Rathenau dort im Dezember 1918. Auch andere Politiker nutzten in der Folgezeit den Kronensaal genannten Tanzsaal in dem Hotel. 1920 eröffnete der Chef des Hauses, Paul Walter, in dem Saal die "Kammerlichtspiele". Eigens dafür wurde am Giebel des Saals ein Kinogeräteraum angebaut. Heute erinnert kaum noch etwas an die ereignisreiche Geschichte des Hauses in der Muskauer Straße.

Quelle: LR vom 15./16.09.2012

(2)

Die Möhles haben den schönsten Balkon

Wohnungsbaugesellschaft ehrt Sieger / „Weißwasser räumt auf“ am 27. Oktober

Die Familie Ingrid und K.-Heinz Möhle aus dem Albert-Schweitzer-Ring hat den Balkonwettbewerb der Wohnungsbaugesellschaft Weißwasser (WBG) gewonnen. Dafür gab es Gutscheine und Blumen.

Insgesamt sind knapp 100 Balkone in die Wertung eingegangen. Erstmals ganz nach vorn hat es Familie Möhle aus dem Albert-Schweitzer-Ring geschafft, die schon einmal in die Spitzengruppe vorgezogen war.

Die Vorjahressieger – Uwe und Fabian Krasel aus dem Jahnring in Schleife – teilten sich den zweiten Platz mit Carmen Fischer und Manfred Jung aus der Straße der Freundschaft in Boxberg, die schon das dritte Mal einen vorderen Platz belegen konnten. Wieder auf den dritten Platz haben es Olga und Alexander Braunagel aus der Karl-Liebknecht-Straße geschafft. Diesen Platz teilen sie sich mit Georg Grimme aus der Bertolt-Brecht-Straße, der erstmals in die Medaillenränge vorgestoßen ist.

In einem kleinen Rahmen im Verwaltungsgebäude der WBG wurden die Sieger kürzlich durch Geschäftsführerin Petra Sczesny ausgezeichnet. Für ihr Engagement erhielten sie Gutscheine und Blumen. Bei Kaffee und Kuchen wurden Erfahrungen und gute Hinweise gegeben und alle aufgerufen, auch im nächsten Jahr wieder mit prachtvollen Balkonen zur Verschönerung der Wohngebiete beizutragen.

Das erste Mal aufgerufen zur Teilnahme am Balkonwettbewerb hat die WBG im Jahr 2005, zum "Tag der Sachsen". "Grund war, dass wir auch unsere Mieter anspornen wollten, damit Weißwasser sich seinen Gästen und Bewohnern farbenfroh und freundlich präsentiert. Das ist uns damals eindrucksvoll gelungen", sagt Sczesny. "Unsere Balkongärtner haben auch in diesem Jahr großes Engagement gezeigt." Der Balkonwettbewerb habe sich mittlerweile zu einer sehr schönen Tradition entwickelt. "Jahr für Jahr gibt es erstaunlich schöne, manchmal auch sehr eigenwillige und kreative Varianten zu bestaunen", sagt Petra Sczesny.

Geschäftsführerin Petra Sczesny nutzte die Auszeichnung, um Werbung für die Aktion "Weißwasser räumt auf" zu machen. Diese findet in diesem Jahr am 27. Oktober statt, wieder im Tierpark.

Quelle: LR vom 24.08.2012

20. Episode: Einfache Menschen, die mit Taten ihre Handschrift im Unternehmen hinterlassen haben

Beim Stöbern in älteren Unterlagen, aber auch durch viele Gespräche, die ich zu meinen bisherigen Episoden geführt habe, bin ich darauf aufmerksam geworden, einem Teil der Leute und Mitarbeiter zu gedenken, die ihren Ruf oder ihre Handschrift schon am Anfang oder vor meiner Zeit hinterlassen haben.

Einen Teil dieser Menschen kenne ich wirklich noch und zusätzlich gaben mir gute Bekannte noch Informationen.

Im Ballett des Reinigungspersonal der OLG schwang Oma Klose (Helene Klose, geb. 15.09.1894, gest. 19.01.1987) fast immer fröhlich ihren Besen oder den Scheuerhader. Mit fast jedem, der ihren Weg kreuzte, hatte sie ein kleines Wortgefecht. Es war zu 99 % etwas Angenehmes, was zu besprechen war, Tagesgeschichten aus der Stadt oder aus dem Umfeld des Unternehmens. Natürlich besprach man auch das Wohl und Wehe aus dem Persönlichen.

Sie war, wenn sie mitten in der Arbeit war, auch Wegweiser im wahrsten Sinne des Wortes. Hörte man das nicht oder befolgte man nicht ihre vorgegebene „Etappenführung“, konnte sie auch zornig werden: „Putz die Schuhe richtig ab, warte einen Moment oder nutze bitte den anderen Weg zum Ziel“ – so lautete oft ihre Order. Manchmal habe auch ich ihren Unmut in froher Form herausgefordert. Es konnte passieren, dass sie drohte, mir den Scheuerhader „um die Ohren zu hauen“. Mit beidseitigem Gelächter ward dieser gewollte Zoff bald beendet.

Fleißig, arbeitsam bis ins hohe Alter, so bleibt diese bescheidene Frau in meiner Erinnerung! Noch heute Achtung und Anerkennung dafür!

Von der Enkeltochter der Frau Klose habe ich noch einige Fotos ihrer Oma zu Gesicht bekommen – ich freue mich darüber. Gleichzeitig hat sie mich an meine Vergesslichkeit erinnert, indem ich Oma Kloses Lieblingsbeschäftigung gar nicht beachtet habe: Das Rosenbeet mittig auf dem Hüttenhof vor dem Verwaltungsbereich liegend war ihr ein und alles. Wehe dem, der beim Vorbeigehen mit dem Fahrrad einen Zweig verletzte. Sie hätte das als „Terrorakt“ bewertet und nie verziehen.



Oma Klose bei der Pflege des Rosenbeetes, etwa 1965

Im Hintergrund der Oldtimer-Fahrrad-Ständer, der von den weiblichen Mitarbeiterinnen kaum genutzt werden konnte. Es war viel zu schwer, die Fahrräder in dieses „Vehikel“ zu wuchten



Auszeichnung zum 80. Geburtstag am 15. September 1974



Oma Klose bei der Auszeichnungsveranstaltung;
Rechtes Bild, von links: Heinz Schwenke (Gewerkschaftsleitung), Joachim Kerl (Staatliche Leitung), Günter Budich (Parteileitung)

Dieses Rosenbeet ist leider den Umbaumaßnahmen zum Opfer gefallen – die Tannen haben es überlebt.

Noch vor der endgültigen Fassung dieser Episode hat mir Reiner Keller, der zusammen mit seiner Frau Annemarie mir fleißig bei der Veröffentlichung der Episoden hilft, eine Geschichte zum Schmunzeln über Oma Klose erzählt: Während eines Praktikums in der OLG 1965 hat Oma Klose ihn und seinen Freund richtiggehend „bemuttert“. Eines Tages meinte sie ganz unvermittelt, dass der Reiner mit ihrer Enkeltochter ein gutes Paar abgeben würde – er müsste sich nur noch einige Jahre gedulden.

So war Oma Klose, man konnte nie wissen, ob sie etwas ernst meinte oder ob das Ganze ein Scherz sein sollte. Wegen Kuppellei wurde sie jedenfalls nicht bestraft.

Zu DDR-Zeiten war es üblich und auch nötig, relativ produktionsfremde Bereiche im Unternehmen zu haben. Bei den Betriebsmaurern war Herr Paul Kallenbach beschäftigt. Seine Wohnung war in Nochten, dort hatte er Unterkunft mit seiner Familie. Der Ort Nochten ist etwa 10 km vom Betrieb entfernt. Arbeit im Ort gab es keine und so führte sein Weg zur Arbeit täglich nach Weißwasser.

Nun höre ich schon die, die es mir nicht glauben wollen: Der Betriebsmaurer Kallenbach ist über längere Zeiträume diesen Arbeitsweg zu Fuß her- und hingelaufen. Früh von Nochten nach Weißwasser und am Feierabend wieder von Weißwasser nach Nochten. Ich traue das in heutiger Zeit, selbst unter „Jux und Dallerei“, niemanden aus der jüngeren Garde mehr zu. Die „Umwelt“ hat neue „Helden“ geboren und gebärt sie immer noch!

Hochachtung vor Kallenbach!

Mein nächstes Gedenken gilt Herrn Kurt Beilig, Onkel von Horst Beilig, der in der OLG die begehrten roten Fruchtschalen herstellte. Es ist nicht mehr ein persönliches Erlebnis, ich erzähle nach, was mir Herr Gerhard Lindner ganz, ganz ausführlich berichtet hat. Gerhard Lindner war gleich nach dem Ende des II. Weltkrieges wieder aktiv in der Glasindustrie geworden. Er hat viele Kriegsfolgen noch persönlich erlebt und war fast immer auch mit Bleistift und Skizzenblock dabei. Vor seinem Rentnerleben war er auch längere Zeit mein Stellvertreter in der Werkstatt für Glasgestaltung. Ich meine, dass ich fast authentisch berichten kann, was damals passierte.

Das Territorium der „Bärenhütte“ wurde teilweise von Kriegshandlungen betroffen, Granateinschläge haben Gebäudeteile beschädigt – aber es musste weiter gehen. Ich erspare mir die Worte und übernehme den kompletten Text der Seite 70 des Büchleins „Die Geschichte des VEB Lausitzer Glas Weißwasser, Teil 1. Betriebsteile OLG und Bärenhütte“:

Als Beweis für diese Einsatzbereitschaft sei die mutige Tat des Kollegen Kurt Beilich¹⁾ angeführt. Was war geschehen? Eine Granate durchschlug während der Kampfhandlungen den Giebel der Schlosserei und verklemmte sich zwischen der Wand und der Drehbank des Kollegen Otto Zappe. Der auf diesem Gelände eingesetzte Sprengmeister traute sich nicht, diese Granate zu entfernen und zu entschärfen. Nach seiner Meinung war die Gefahr einer Explosion zu groß. Da ging der Kollege Beilich¹⁾, schwerbeschädigt und als Kohleablander beschäftigt, mit den Worten «gebt mal den Scheißdreck her» zur Granate hin und unter Einsatz seines Lebens riss er mit großem Kraftaufwand die Granate aus der Verklemmung. Alle Anwesenden verließen fluchtartig die Schlosserei aus Angst, dass etwas Schlimmes passieren könnte. Kollege Beilich¹⁾ hat es geschafft und er trug die Granate seelenruhig zum Neuteich und versenkte sie dort. Die Schlosserei und das Maschinenhaus waren gerettet. Eine zweite Granate lag auf dem Hof vor der Schlosserei. Sie konnte vom Sprengmeister unschädlich gemacht werden.

¹⁾ Der Name ist falsch geschrieben, richtig ist „Beilig“)



Kurt Beilig trägt den Blindgänger zum Neuteich
Zeichnung: Gerhard Lindner

Ich könnte bezeugen, dass Gerhard Lindner mir diesen Text in gleicher Form vortrug.

Eine ähnliche Situation mit sehr schlimmen Ausgang habe ich im Frühling 1946 als Neunjähriger erlebt. Gemeinsam mit Zwillingenbrüdern aus unserem Wohnort haben wir wieder einmal mit Fundmunition gespielt. Ein deutscher Landser bestätigte uns drei Kindern noch, dass die Flügelgranate (unser Spielgerät) keinen Schaden mehr anrichten kann. Weit gefehlt! Ich war schon auf den Heimweg, als plötzlich hinter mir eine Detonation erfolgte. Einem der Zwillingenbrüder, der die Granate in einen Maul

wurfshügel drücken wollte, hat es beide Hände und Unterarme zerfetzt, aber er überlebte. Sein Bruder, neben ihm stehend, war sofort tot. Ich bekam nur zwei kleine Splitter in Größe eines Getreidekorns von hinten in die Wade. Bemerkte hatte ich es nur durch die Wärme des Blutes, das in die Schuhe lief. Ich trage diese Splitter noch heute in mir.

Wenn ich an diese Tragik von damals denke – es war ja fast zur gleichen Zeit – dann fällt mir der Familienname der Zwillinge wieder ein: Stelzer!

Ich ziehe den Hut!

21. Episode: Planerfüllung

Es war einmal, da herrschte unter den Glasfabriken in Weißwasser eine gewisse Rivalität.

Jeder wollte Primus sein. Das war sicherlich weit ausgeprägter zu jener Zeit, als jedes Glasunternehmen wirtschaftlich voll eigenverantwortlich war. In der Zeit des angedachten Sozialismus kamen doch mehr Gedanken um das Gemeinwohl aller Glasfabriken auf. Trotzdem, es gab sie, die gewisse Rivalität zwischen der OLG und der „Bärenhütte“, obwohl sie beide eigentlich in Obhut des Stammbetriebes waren.

Ich will dies versuchen, am Beispiel der Aufgabenerfüllung – damals eigentlich nur „Planerfüllung“ – zu erklären. Es gab drei hauptsächlich daran interessierte Bereiche oder Stellen im Produktionsverband:

1. Der Generaldirektor des Kombirates oder Stammbetriebes. Für ihn hat der zuständige Ökonomische Direktor die Vorbereitungen getätigt.
2. Der Stammbetriebsdirektor, dem die Werke OLG, „Bärenhütte“ und andere angehörten. Er bediente sich seines Funktionalorgans, das die Planerfüllung der einzelnen Werke abrechnete.
3. Die Leiter der einzelnen Betriebsteile, egal, ob sie Produktionsbereichsleiter, Betriebsteileiter, Werkleiter der Werke 1 und 2 oder Betriebsleiter OLG und „Bärenhütte“ hießen. Sie hatten keinerlei Funktionalorgane, die ihnen die Ergebnisse der Arbeit errechneten.

Ich muss diesmal wohl noch mehr erklärende Worte schreiben, um den ganzen Wirrwarr, um die ganzen Zusammenhänge der im Heute lebenden Generation erklären zu können. Manches können Leute von „Heute“ nicht mehr begreifen – und das ist gut so!

Meine Erklärung geschieht natürlich aus der Sicht meiner damaligen Funktion, sagen wir Werkleiter OLG. Für meine Entlohnung galten zeitweise auch unterschiedliche Kennziffern, immer aber war die Position „Planerfüllung“ dabei. Die „Planerfüllung“ hatte selbst wieder Nuancen in der Wertigkeit. Es gab den „Staatsplan“, der über alles erhaben war und immer als Schwert über den Köpfen der Leiter hing. Er war Monat für Monat, fürs ganze Jahr aufgeschlüsselt! Es war Pflicht, ihn zu erfüllen! Es gab dazu noch den „Operativplan“, der für den laufenden Monat galt und in dem auf tatsächliche Dinge Rücksicht genommen wurde, z. B. Reparaturen, Urlaub, Auftragslage usw. Wenn der „Operativplan“ den „Staatsplan“ nicht gedeckt hat, war es Pflicht, im Folgemonat die Aufholung zu organisieren.

Genau hierzu fällt mir die Dummheit des Systems, die Doofheit von uns allen und die Unerklärbarkeit der „Planerfüllung“ für die Nachwelt ein. Für die Wanne 1 im „Neuen Hüttengebäude“ der OLG war geplant, ein neues Verfahren zur Herstellung von großvolumigen Wirtschaftsgläsern einzuführen. Es lief noch nirgendwo, war von der Lieferfirma aus erst im Anfangsstadium erdacht, wurde aber von unseren „ökonomischen“ Ökonomen sofort in die Produktionsplanung aufgenommen. Die Folgezeit begann, die OLG hatte den erhöhten Staatsplan, ich hatte die neue Kennziffer „Planerfüllung“ für meine Entlohnung und die neue Anlage sah nie aus, als sollte sie zur Zufriedenheit funktionieren.

Verkauft wurde dieses Projekt in fast allen Partei- oder Gewerkschaftsveranstaltungen als absolutes Weltniveau. Ergebnis gleich Null! Ich habe dazu in meinem Beitrag zum Glasmacher Horst Schumann schon etwas ausgesagt!

Nun war natürlich klar, dass die OLG, dass die Brigade „Hans Beimler“, dass der Schäfer nie den Staatsplan erfüllen konnte. Das aber wieder begriffen die überall sitzenden Super-Ökonomen nicht

und je höher ihr Gesichtsfeld angesiedelt war, umso unverständlicher war ihnen die Situation. Es war für mich manchmal wirklich schlimm zu erklären, warum etwas nicht ging, was gar nicht existierte! Doch dazu wurde manchmal am Sonntag vormittags ein Rapport vor dem Generaldirektor angesetzt. Ich musste hingehen und mein Sonntagsgebet war über Monate hinweg immer gleich.

Als dann die Unzufriedenheit unter den Glasmachern im „Neuen Hüttengebäude“ immer größer und fast zur Opposition wurde, erst dann lernte die Obrigkeit von der Arbeiterklasse!

Ich werde weitere Dummheiten zur Kenntnis geben, die ich mitmachen musste oder durfte. Manches ist zum Lachen. Natürlich tat es dem Dieter Brosius, lange Zeit mein gleichgelagerter Partner in der „Bärenhütte“ oder auch mir gut, wenn wir lobend in einer Leitungsberatung zur Planerfüllung erwähnt wurden.

Wir beide hatten in unserem Bereich keine ökonomische Hilfe, die uns die Planerfüllung errechnete. Ich hatte, wie schon Leiter vor mir, jeden Morgen einen Rapport mit meinen Kollektivleitern und war damit zur Planerfüllung informiert. Als das Monatsende nahte, gab es von der Leiterin der Ökonomie-Abteilung eine Vorinformation zur voraussichtlichen Erfüllung. Überwiegend gab es Übereinstimmung des Zahlenmaterials von ihr mit mir, manchmal aber auch Unstimmigkeit! Ihre Zielstellung war es immer, den Stammbetrieb als Erfüller zu organisieren. Sie sicherte sich damit Ruhe und Sicherheit in ihrem „Amt“!

Ich habe diese Handlungsweise so lange als verträglich empfunden, so lange mir kein Schaden erwachsen ist. Sollte ich darunter leiden, dann gab es Protest.

Manchmal schob Kollegin K. schon einen Einhunderttausender von Werk zu Werk und gab ihn im Folgemonat oder noch später dem „Wirklichen“ zurück. Ich tat immer so, als kenne ich die Situation nicht, die die Ökonomin des Stammbetriebes mir aufischt. In Wirklichkeit wusste ich Bescheid, da ich ja eine mir bestens bekannte Person in der Abteilung Produktionserfassung hatte. Sie informierte mich, dass dieser oder jener Auftrag noch nicht in die Tagesabrechnung kommen durfte. Warum oder weshalb wusste meine Informantin auch nicht, aber sie dachte es sich und ich wusste Bescheid, dass bald eine Untererfüllung eintreten wird.

Am Ende hat sich alles fast immer aufgeklärt.

Noch eine Situation will ich der Nachwelt erklären: Unsere gewünschte sozialistische Gesellschaftsordnung hat auch auf die Mitarbeit und auf das Gedankengut aller Belegschaftsangehörigen gebaut. Es kamen teils sinnvolle, aber auch unsinnige, unreelle Dinge auf den Tisch. Ich konnte es z. B. den Glasmachern nicht übel nehmen, da sie Zusammenhänge kaum kannten. Hier einige Vorschläge, die ich Brigadebüchern erst vor kurzem entnommen habe:

- Wir könnten doch viel mehr rot gefärbtes Glas machen, da es dafür bessere Preise gibt!
- Durch die zuständigen Verkäufer sollten mehr Aufträge für optische oder fest eingeblasene Erzeugnisse eingeholt werden!

Ich will damit enden und auch meine Meinung zu diesen Vorschlägen nicht mehr kundtun. So war es und das war die Planwirtschaft die DDR, wie wir sie hatten, aber nie beherrschten – erklärt an simpelsten Kleinigkeiten.

22. Episode: Mit Eberhard Cohrs in Hannover

Es war einmal, da wollte sich der DDR-bekanntere Eberhard Cohrs verbessern und ging in den „Westen“!

Es war zu einer Messe in Hannover. Ihr Name war damals wohl „Interfach“ und die Glas- und keramische Industrie beteiligte sich daran. Es könnte 1977 gewesen sein. Innerhalb des gemeinsamen Standes hatte auch der VEB Porzellanmanufaktur Meißen Platz gefunden. Das Messestand-Personal war wie immer sorgfältig ausgewählt. Die Leitung des Messestandes lag in den Händen eines Stellvertreters des Generaldirektors des Außenhandelsbetrieb Glas/Keramik (VE AHB) Berlin. Die Organisation der gesamten Ausstellung führte die Werbeabteilung dieses Unternehmens. Das teilnehmende Messestand-Personal wurde so knapp wie möglich gehalten – die DDR war immer knapp bei Kasse!

Meißen stellte darin zwei Personen und eine Person vom VE AHB zum Ein- und Auspacken der Messekisten war eine Fachkraft zusätzlich angereist. Die Glasindustrie habe einzig ich vertreten mit einem Mitarbeiter des VE AHB Berlin. Zur „keramischen“ Mannschaft zählten etwa zwei bis drei Vertreter aus der Industrie und ebenso viele vom Außenhandelsbetrieb.

So setzte sich die gesamte Delegation vom Chef der Truppe bis zum Glasputzer aus etwa 13 bis 15 Personen zusammen. Untereinander stand jeder für jeden ein – überall dort, wo eine helfende Hand oder ein guter Ratschlag gebraucht wurde. Vielleicht klingt es etwas übertrieben, aber für uns war der Messeplatz Hannover so ähnlich, als wären wir im Ausland. Und im Ausland halten die Deutschen wohl mehr zusammen!

Mit der Zeit spielte sich ein gewisses System der gegenseitigen Hilfe ein. Um an den „happigen“ Tagesspesen, die wir als Reisekader erhielten, zu sparen, haben wir fast immer einen gleichen Betrag eingezahlt, den die weiblichen Mitarbeiter für eine Kleinverpflegung für uns alle nutzten. Es war erstaunlich, was sie aus diesen Beiträgen so zauberten. Hatten sie im Verlaufe dieser vier bis fünf Tage der Messe etwas eingespart, dann wurde dieser Rest am letzten Tag „verprasst“. Es gab dann zum Abend des Abschieds nicht nur eine Päckchensuppe!

Für uns Männer war die Organisation der Verpflegungsfrage in allerbeste Hände gelegt.

Nun gab es aber auch mal die Situation, dass uns eine oder mehrere Vertreterfirmen zum Abendbrot geladen haben. Natürlich – und heute sage ich es erst recht: Darüber haben wir uns als Standpersonal besonders gefreut. Wer knapp bei Kasse ist und ihm so etwas widerfährt, der kann sich nur freuen, er wird nie weinen!

Nur knapp eine Erklärung zu Vertreterfirmen: Das Territorium der Bundesrepublik war durch den VE AHB in einzelne Bereiche eingeteilt, in denen die Vertreter z. B. unserer Glasindustrie ihre Funktion ausübten. Sie bekamen vom VE AHB konkrete Zielstellungen übertragen, die sie in ihrem Einzugsbereich erfüllen sollten.

Im norddeutschen Bereich war die Firma Bandomir tätig, für Westberlin war Herr Spichalski zuständig, andere Räume wurden durch Herrn Pook bearbeitet.

Bereits vor bzw. während und nach dem II. Weltkrieg war Herr Holzschuh Industrievertreter für die VLG AG Weißwasser, später kamen noch die Herren Dr. Schreck, Schwagereit und Kramm zeitweilig dazu.

Doch nun zurück zu einer Einladung, die mir noch immer im Gedächtnis ist. Es war ein größerer Saal, wo wir an einer riesigen Tafel Platz genommen hatten. Wir waren wohl mit Sicherheit um die 25 bis 30 Personen. Wie üblich setzte sich die Obrigkeit zur Obrigkeit und debattierte. Nach einiger Zeit startete ein Revueprogramm, aber fast im Stil eines Oktoberfestes auf den Wies'n. Ich glaube noch heute, dass wir davon keine Kenntnis hatten, oder irre ich?

Als „Clou“ war wohl vorgesehen, dass Eberhard Cohrs dabei auftritt. Er war kurz zuvor aus der DDR abgehauen und wollte ein neues, günstigeres Los ziehen. Bei seinem Auftritt fiel uns schon auf, dass es vielleicht eine Niete sein könnte. Er spielte sein Programm runter, sächselnd seine Aussprache, in Hannover fast unverständlich und mit Gags dabei, die er in der DDR noch verkaufen konnte – hier aber nicht mehr.

Sein Auftritt war beendet – es rührten sich aber kaum Hände zum Beifall. Er hatte im Saal keinen Anklang gefunden. Diese Misere setzte sich über längere Zeit fort – die Menschen im Westen wollten ihn nicht.

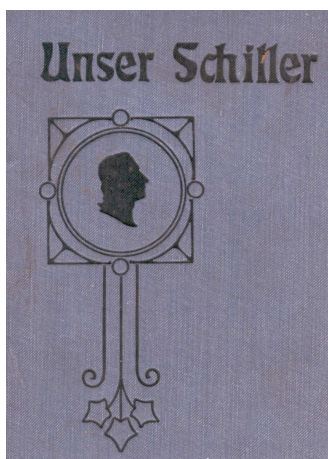
Wir schauten uns alle verdutzt an, es war jämmerlich, diesen Abstieg des Eberhard Cohrs mitzerleben. Er kam ja dann später wieder in die ehemalige DDR zurück, ich glaube nicht, als reicher Mann, sondern als Enttäuschter!

Natürlich wurde diese Einladung im Sofort-Bericht erwähnt. Sie ist mit Zustimmung des Chefs des Messestandes erfolgt. Ich glaube, zu Cohrs habe ich nichts geschrieben, nur die Revue habe ich erwähnt.

23. Episode: Die Schillerbank und kein passendes Glas

Es war einmal ...

Ich hatte schon Ende der 50er Jahre von einer älteren Dame ein kleines graues Büchlein bekommen. Zuerst fand ich nichts Besonderes daran. Als im Jahr 2005 die „Schillerbank“ in der Bautzener Strasse in den Blickpunkt geriet, erinnerte ich mich an dieses Büchlein.



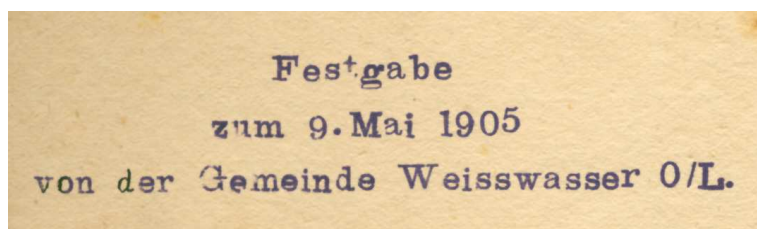
Meine Wiederentdeckung hatte Herr Georg Häusler in einem Leserbrief an die „Lausitzer Rundschau“ vom 24. Januar 2004 in die Wege geleitet¹⁾. Er machte damals darauf aufmerksam, dass an diesem Denkmal der Zahn der Zeit sein Werk verrichtet hat und erinnerte die Stadträte und Sponsoren daran, dieses Wahrzeichen der Stadt einer Renovierung zu unterziehen. Die Erinnerung brachte Erfolg.

Nach 100 Jahren und 6 Monaten erfolgte die Übergabe der renovierten Bank an die Stadt und seine Bürger – ich war dabei³⁻⁵⁾.

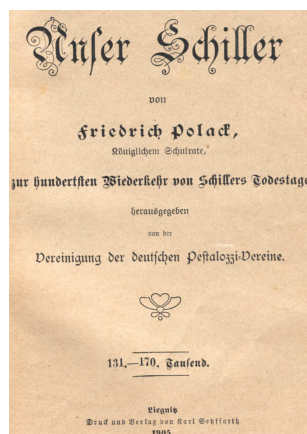
Kulturhistorisch hat sich Herr Werner Schubert mit diesem Wahrzeichen der Stadt auseinander gesetzt. Ich füge seinen Text, gedruckt in der LR vom 05. Mai 2005, im Original bei²⁾.

Bei der „Wiedereinweihung“ im Jahre 2005 zeigte ich einigen Anwesenden mein kleines unscheinbares Schiller-Büchlein. Es erregte doch etwas Aufsehen, obwohl bekannt war, dass 100 Jahre zuvor bei der originalen Einweihung der Bank dieses Büchlein „Unser Schiller“ auch die Runde machte. Herr Werner Schubert hat sich daraufhin diesem Thema nochmals gewidmet. Seinen Text vom 05. Januar 2006 lege ich meinen Ausführungen ebenfalls im Original bei⁶⁾.

Das kulturhistorisch wohl wichtigste an diesem Büchlein ist der nachträglich angebrachte Stempeldruck auf der Innenseite des Einbandes:



Das Büchlein selbst betitelt sich wie folgt:



Die Originalität ist durch den Stempel-Eindruck gesichert. Trotz umfangreicher Bemühungen habe ich keinen Nachweis gefunden, dass weitere solche Exemplare noch im Umlauf sein könnten. Vielleicht bringt diese Veröffentlichung ein anderes Ergebnis. Ich würde mich freuen, darüber etwas zu hören. Für mich ist es eine kleine territoriale Kostbarkeit.

Ich habe noch immer im Sinn, ein äquivalentes Glaserzeugnis für dieses Druckerzeugnis zu finden. Es muss aus der gleichen Zeit sein und sollte den Ursprung in der hiesigen Glasindustrie haben. Mir sind schon hunderte Stücke durch die Hand gegangen, aber nichts traf den Sinn!

Bei der Suche nach solch einem Stück nehme ich zuerst die so genannten Andenken-Becher oder – Kelche in die Hand. Gründe für das Gedenken können Taufe, Geburtstag, Hochzeit, Silberne oder Goldene Hochzeit sein. Möglich sind auch Vereine, Klubs oder ähnliches mit ihren Jubiläen. Bisher aber ohne Erfolg!

Ich werde weiter suchen und vielleicht hilft mir der Zufall und ich finde ein Glas, wo am

*5. Mai 1905
Onkel Otto mit Tante Minna
den Bund für's Leben schlossen
oder der Emil 50 Jahre alt geworden ist.*

Mit diesen letzten Gedanken schließt sich der Kreis wieder und über ein kleines Büchlein ist dies wieder eine „glasige“ Geschichte geworden.

Anhang

(1)

Die Schiller-Bank: Ein Denkmal in Weißwasser

Am 9. Mai 1905 wurde sie feierlich eingeweiht

Georg Häusler befasst sich im folgenden mit einem Denkmal in Weißwasser.

Der Zahn der Zeit nagte erheblich an der Schiller-Bank in Weißwasser, die an der Bautzener Straße, Ecke Rosa-Luxemburg-Straße, zu finden ist. Dieses Denkmal, das anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages des Dichturfürsten Friedrich von Schiller (1759 bis 1805) am 9. Mai 1905 feierlich eingeweiht worden ist, kam in die Jahre und hatte Höhen und Tiefen in Weißwasser überstanden. An der damaligen Arnim-Promenade fand es unter Eichen und Koniferen seinen Platz. Die Bank wurde in künstlerischen Formen gestaltet, trägt an der Rückenlehne das Reliefbildnis von Schiller. Das Denkmal ist aus schlesischem Sandstein geformt, trägt die Jahreszahlen 1805 und 1905 und erinnert den Besucher an den Dichter, von dem wir alle einige Werke wie «Kabale und Liebe», «Wilhelm Tell» und viele Gedichte kennen. An der Vorderkante der Sitzfläche sind Worte aus «Wilhelm Tell» zu lesen: «Auf diese Bank von Stein will ich mich setzen, dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet.» Wie schön wäre es, wenn dieses Denkmal bis zum 9. Mai 2005 zum 200. Todestag von Friedrich von Schiller restauriert werden könnte, um dieses Wahrzeichen von Weißwasser in neuer Schönheit in Erinnerung zu bringen. Stadtväter und Sponsoren sollten sich dieser Aufgabe annehmen.

Quelle: LR vom 16.01.2004

(2)

*Kalenderblatt***Seit 100 Jahren in Weißwasser**

Von Werner Schubert

100 Jahre ist es jetzt her, da übergab am 5. Mai, anlässlich des 100. Todestages von Friedrich Schiller, der liberale Weißwasseraner Rechtsanwalt und Gemeindevertreter Fischer die Schillerbank an Bürgermeister Rummert. Es überrascht uns Heutige, dass dieser Akt die Ausmaße einer politischen Demonstration annahm. Honoratioren der Landgemeinde, darunter führend die Liberalen mit ihrem Vorsitzenden Joseph Schweig, hatten die Bank gestiftet, um ihre politischen Ansichten nachhaltig zum Ausdruck zu bringen.

Der nachmittäglichen kleinen Einweihungsfeier folgte deshalb am Abend eine Gedenkveranstaltung, die vordergründig dem Gedenken an den 100. Todestag des Dichters diente. Friedrich Schiller wurde aber zum Kronzeugen einer Politik erhoben, die mehr Demokratie, mehr Freiheit, mehr Einheit und Frieden bringen sollte und die eindeutig gegen die Vorherrschaft des preußischen Feudaladels und das wilhelminische Weltmachtstreben gerichtet war. Auch wenn kein Name fiel, so war doch allen bewusst, wer ihr Repräsentant war. Graf Traugott Hermann v. Arnim vertrat als konservativer Reichstagsabgeordneter konsequent diese fatale kaiserliche Politik, die ein Jahrzehnt später in den Ersten Weltkrieg führen sollte. Deshalb war diese Feier ein eminent politisches Ereignis. Die Weihe der von hiesigen Herren gestifteten Schillerbank brachte die politischen Gegensätze deutlich zum Ausdruck. Die Weiherede hielt Rechtsanwalt Fischer, Mitglied des liberalen Ortsvereins und der Gemeindevertretung wie Schweig. Was er sagte, dürfte auch die Meinung seines Parteifreundes gewesen sein. Fischer rühmte Schiller wegen seines Glaubens an Ehre, Freiheit und Vaterland, an jene idealen Güter, ohne welche dem besseren Teile des deutschen Volkes das Leben nicht lebenswert erscheint. Einschließlich der Eintracht, die der Redner mit den Worten des sterbenden Attinghausen beschwor, handelt es sich hier um eindeutig liberale Positionen. In diesem Sinne übergab er die Bank gegenüber der Einmündung in die Schillerstraße dem Bürgermeister als Repräsentanten der Gemeinde. Unter den hiesigen Herren, die die Bank gestiftet hatten, befand sich auch Joseph Schweig.

Nur ein Poet?

Die Gegenpartei hielt auch eine der abendlichen Festreden. Sie hielt ein Vikar der evangelischen Kirche. Ihm war der demokratische Einheits- und Freiheits-Schiller deutlich fremd. Schiller kam als nationaler Dichter bei ihm überhaupt nicht vor. Für den Gottesmann war er nur ein Poet, der Idyllen besingt, der sich nur im Idealreiche seiner Dichtung bewegt. Mit anderen Worten: Mit politischen Forderungen auf der platten Erde hat er gar nichts zu tun. An Schiller kamen die konservativen Kräfte nicht vorbei, aber sie wollten unter allen Umständen verhindern, dass er zum Kronzeugen einer nationalen freiheitlichen Demokratie erhoben wurde.

Rechtsanwalt Fischer knüpfte mit seiner begeistert aufgenommenen Rede am Abend in der Gaststätte «Krone» an das an, was er bei der Einweihung der Bank gesagt hatte. Dem zahlreich erschienenen Publikum erklärte er, dass die Treue zum Vaterland für jeden höchste Pflicht sei. Er zitierte dazu aus Schillers Wilhelm Tell die Worte des sterbenden Attinghausen: «Ans Vaterland, ans teure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. Die Treue zum Vaterland steht über Allem. Diese Forderung gilt für alle, für hoch und niedrig, für den Bettler wie für den Fürsten.» Geradezu im Gegensatz zu dieser demokratischen Auffassung, dass die Treue zum Vaterland über allem, auch über dem Monarchen steht, vertreten die hurrapatriotischen Konservativen eine andere Reihenfolge. Von der Schule bis zur Bahre predigten sie den Zeitgenossen, dass an erster Stelle die Treue dem angestammten Herrscherhaus, dem König und Kaiser gilt, der durch sein Gottesgnadentum über allem steht. Dieser Gegensatz ist charakteristisch für die gesamte Kaiserzeit.

Einigkeit

Ein ähnlicher Gegensatz tut sich auf bei den Äußerungen zur Einheit des Deutschen Reiches, das nach der Verfassung nur ein Fürstenbund war, von dem diese sich jederzeit lösen konnten. Als nächst wichtige Forderung beschwört der Redner Schillers Ruf nach Einigkeit. Der sterbende Attinghausen, ein Adliger, ruft seinen Landsleuten zu: «Seid einig, einig, einig.» Das zielt eindeutig gegen den damals noch starken fürstlichen Partikularismus im Reich. Deshalb wird der Ruf nach Stärkung der inneren Bindungen auch mit der Forderung nach Freiheit für alle Bürger verbunden. Als letztes Wort im Drama lässt Schiller den Adligen Rudenz verkünden: «Und frei erklär ich alle meine Knechte. Damit auch klar wird, wie diese Freiheit hergestellt werden kann, erklärt Attinghausen: Der Adel steigt von seinen alten Burgen. Und schwört den Städten seinen Bürgereid.» Es sind also die bürgerlichen Freiheiten, die hier mit der Stärkung eingefordert werden. Ganz im Geiste der Demokratie soll das durch

Verzicht, durch freiwillige Hergabe der Adelsprivilegien geschehen. Gemeint waren Forderungen, wie sie sich in demokratischen Programmen finden: Abschaffung des preußischen Dreiklassenwahlrechts, der steuerlichen und sonstigen Privilegien des Adels, die die Landgemeinde und ihre Bürger immer wieder schmerzlich zu spüren bekamen. Schweig war kein Revolutionär, der die bestehende Gesellschaftsordnung radikal umstürzen wollte. Demokratische Reformen waren in seinen Augen das Mittel, die deutsche Gesellschaft zu modernisieren.

Der i-Punkt dieser liberalen Demonstration war der Verzicht auf das Absingen der preußischen Nationalhymne Heil dir im Siegerkranze, Herrscher des Vaterlandes. Stattdessen erklangen Strophen aus Schillers Ode An die Freude. Solche Zeilen wie «alle Menschen werden Brüder, Männerstolz vor Königsthronen, dem Verdienste seine Kronen» sind wiederum eindeutig demokratisches Gedankengut. Im Lied von der Glocke werden ganz in diesem Sinne bürgerlicher Fleiß und schaffende Arbeit gerühmt. Der Volksbildungsverein, der die Gestaltung übernommen hatte, setzte noch eins drauf. Er ließ ein Gedicht in der Vertonung Mendelsohn-Bartoldys vortragen, einem jüdischen Komponisten. Seit Richard Wagners Verdammung jüdischer Musik, die weder Gefühl noch deutsche Innigkeit ausdrücken könne, muss so etwas in konservativ-antisemischen Ohren äußerst schrill geklungen haben.

Grundwerte

Die Schillerfeier in der Landgemeinde Weißwasser war also eine eindeutige und nachhaltige, wenn auch zurückhaltende und in Worte des Dichters gekleidete Demonstration bürgerlich-demokratischer Grundwerte, was außerordentliche Zustimmung fand.

Quelle: LR vom 05.05.2005

(3)

Schönheitskur für die Schillerbank

Die Schiller-Bank in Weißwasser, die an der Bautzener Straße, Ecke Rosa-Luxemburg-Straße, zu finden ist, wird gegenwärtig restauriert. Bildhauer Volker Beier aus Chemnitz hat das Relief mit dem Porträt des berühmten deutschen Dichters nach einer alten Vorlage neu gestaltet und schadhafte Stellen, wie zum Beispiel Einschüsse, mit Steinersatzmasse ausgebessert. Das Denkmal, das anlässlich der 100. Wiederkehr des Todestages Friedrich von Schillers (1799 bis 1805) am 9. Mai 1905 feierlich eingeweiht worden ist, kam in die Jahre und hatte Höhen und Tiefen in Weißwasser überstanden. An der damaligen Arnim-Promenade fand es unter Eichen und Koniferen seinen Platz. Das Denkmal ist aus schlesischem Sandstein geformt und trägt die Jahreszahlen 1805 und 1905.



Foto: A. Brinkop

Quelle: LR vom 24.08.2005

(4)

Schillerbank in Weißwasser einweihen

Im Zusammenhang mit der Fertigstellung der Sanierungsarbeiten an der Schillerbank und im Rahmen des Schillerjahres findet am Donnerstag, dem 10. November, um 15 Uhr an der Bautzener Strasse eine feierliche Einweihung statt. Gleichzeitig erfolgt die Übergabe des Denkmals durch die Denkmalkommission an die Stadt. Alle interessierten Bürger sind zu dieser Festveranstaltung recht herzlich eingeladen.

Quelle: LR vom 05.11.2005

(5)

Weißwasser saniert Schillerbank

Die rekonstruierte Schillerbank, die an der Bautzener, Ecke Rosa-Luxemburg-Straße, zu finden ist, wurde gestern zum Geburtstag des deutschen Dichters übergeben.

Bildhauer Volker Beier aus Chemnitz hat das Relief mit dem Porträt Schillers nach einer alten Vorlage neu gestaltet und schadhafte Stellen ausgebessert. Das Denkmal wurde einst anlässlich des 100. Todestages Friedrich Schillers am 9. Mai 1905 eingeweiht. Stadtrat Uwe Mühle erinnerte daran, dass die Bank, die aus schlesischem Sandstein gefertigt wurde, so manchem Bürger zur Rast diente und dabei Zeuge vieler gesellschaftlicher Umbrüche wurde. Gemeinsam mit Günter Segger, Leiter der Denkmalkommission, enthüllte er die Bank.



Uwe Mühle und Günter Segger von der Denkmalkommission
Weißwasser enthüllten die rekonstruierte Schillerbank.

Foto: A. Brinkop

Quelle: LR vom 11.11.2005

(6)

Festgabe zum 9. Mai 1905 von der Gemeinde Weißwasser

Von Werner Schubert

Aus den Neuesten Nachrichten wusste ich, dass an diesem Tage die Übergabe der Schillerbank an die Gemeinde und eine Festveranstaltung in der „Krone“ stattfand, in der durch den liberal geführten Volksbildungsverein die antifeudalen Freiheitsziele der deutschen Demokraten um Joseph Schweig und ihre Bestrebungen, die innere Einheit gegen den fürstlichen Partikularismus zu festigen, lebendig demonstriert wurden. Das alles fiel mir ein, als Herr Manfred Schäfer vom Auenweg 3 ein kleines Heftchen mitbrachte, „Unser Schiller“ tituiert, das die obige Widmung trug. Die Zeitung hatte Wochen zuvor noch von einem Streit in der Gemeindevertretung berichtet, in dem es um dieses knapp 150 Seiten zählende Heftchen ging. Sollte man es an fleißige Schüler verteilen oder lieber das Geld sparen, denn die Empfänger würden es sowieso nicht lesen, sondern in die nächste Ecke schmeißen. Die konservativen Gemeindevertreter der Wegwerftheorie unterlagen und so trat das Büchlein seinen Weg über eine tüchtige Schülerin zum heutigen Besitzer an. Für mich ergab sich jetzt die spannende Frage, welche Motive die beiden konträren Parteien gehabt haben mögen. Bereits nach wenigen Seiten war die Aufgabe gelöst. Innere Freiheit und Einheit waren die Ziele, die der Autor anhand des Lebens und Schaffens von Friedrich Schiller den Lesern nahe bringen wollte. Mit besonderem Interesse las ich, dass der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, Joseph II., von Schiller als Ideal der freiheitsdurstigen Jugend empfunden wird; der sich bewundernswert von seinem einheimischen gewalttätigen Despoten abhebt. Das erinnert nämlich an unser Zweikaiserdenkmal auf dem Markplatz, wo neben dem Einheitskaiser Wilhelm I. sein Sohn, Kaiser Friedrich III., die Hoffnung aller auf mehr Demokratie und Rechtsstaatlichkeit hoffenden Deutschen, stand. Dieses Standbild hatte der Militärverein unter Führung von Joseph Schweig 1893 errichtet, um diesen Zielen einen konkreten Ausdruck zu geben. Vehement hatte sich dieser Kaiser mit seiner englischen Ehefrau auch gegen den Antisemitismus ausgesprochen.

Im weiteren Text wird Schiller als Kronzeuge einer Politik gefeiert, die gegen feudale Privilegien eintritt und der fürstlicher Machtmissbrauch fremd ist. Schiller ist hier Apostel von Freiheit und Gleichheit, die in der wilhelminischen Gesellschaft eng begrenzt sind.

Das in Liegnitz 1905 gedruckte Büchlein atmet also einen demokratischen Geist, mit dem sich die Konservativen, und zwar nicht nur in Weißwasser, nicht anfreunden wollten. Es passte ihnen nicht,

dass der 100. Todestag des Dichters zur politischen Propaganda gegen den preußisch-deutschen Obrigkeitsstaat benutzt wurde.

Übrigens: Die Verfasser der Hinweistafel an der Schillerbank haben den Dichter nur als Verfasser schöner Verse verstanden. Das ist er auch, aber nicht mal zur Hälfte. Für die Mehrzahl der Weißwasseraner war Schiller 1905 ein Kampfruf für demokratische Freiheiten. Diese Wahrheit sollte die Tafel nicht verschweigen.

(05.01.2006)

24. Episode: Beruf und Hobby finden zueinander

Es war einmal, da hatten fast alle Glasarbeiter ein Hobby.

Wenn ich an die Gründerjahre der Glasindustrie in Weißwasser denke, dann fällt auf, dass der Glasfabrikant seine Mannschaft in unmittelbarer Nähe seiner Hütte ansässig machte. Darauf weisen noch heute viele Relikte hin. Der Großteil dieser Wohnungen, die Häuser - damals bekannt unter dem Namen „Hüttenhäuser“ - sind schon lange neuen Bedürfnissen angepasst und nicht mehr mit dem „Altzustand“ vergleichbar.

Ich brauche es „Hiesigen“ nicht zu erzählen:

- Die gesamte Anliegenschaft am ehemaligen VEB Spezialglaswerk „Einheit“ waren Hüttenhäuser
- Die Gebäude der Bärenstraße gehörten zur damaligen „Bärenhütte“.
- Direkt parallel zur ehemaligen OLG steht noch das Hüttenhaus, heute genutzt vom Glasmacher Heinz Hauschke als Dekorationsgeschäft.
- Alle anderen Glasfabriken bauten ebenfalls „Bleiben“ für ihre Beschäftigten.

Diese Häuser bzw. Wohnungen waren vordringlich für die Glasmacher und deren Hilfskräfte gedacht. Neben einer schnellen Verfügbarkeit dachten die Hüttenchefs auch daran, einen bestimmten Facharbeiterstamm an sich zu binden.

Die Glasindustrie war durch ihre genutzten Technologien an Standorttreue gebunden, speziell dann, wenn die Technologie Fortschritte machte (Gaserzeuger, Hafentube usw.). Auch dazu nur eine kurze Erklärung:

War in der Hütte die Schmelze gelungen und hatte der Schmelzmeister seine Arbeit getan, ging ein Gehilfe des Meisters mit einer Glocke durch die Siedlung der Glasmacher und rief sie zur Arbeit. Es war also zu dieser Zeit sinnvoll, die gesamte Mannschaft in unmittelbarer Nähe zur Arbeit nächtigen zu lassen.

Die Arbeitszeit der Glasmacher ergab sich durch die Technologie, sie begann, als die Schmelze beendet war und endete, als die Schmelzgefäße (Häfen) ausgearbeitet waren.

Mit dem Bau von Wohnungen für seine Glasmacher wollte der Fabrikbesitzer, der Brotgeber, eine gewisse Stabilität unter seinen Gefolgsleuten erreichen. Meist ist das auch gelungen, teilweise wurde der Mietzins etwas niedriger als ortsüblich gehalten.

Es war in dieser Zeit fast ausgeschlossen, dass Glasmacher oder andere Hüttenleute in größerer wohnlicher Entfernung siedelten. Erst mit den Fortschritten bei der Beherrschung der Glastechnologie kamen neue Wünsche auf, drängten sich andere Dinge in den Vordergrund und es ergaben sich auch Möglichkeiten dafür.

Es waren die Wünsche nach einem Stück Land, ein Gärtchen mit Laube oder der größere Wunsch nach einem eigenen Haus. Durch angesammelte Ersparnisse und durch relativ günstige Darlehen, die bestimmte Wohnungsbau-Gesellschaften gaben, konnten sich diese Wünsche erfüllen.

Die langen Arbeitszeiten, der Hüttenrauch, die teils giftigen Gase, die große Hitze an den Schmelzöfen verlangten einen Ausgleich auch durch die freie Natur.

Die Fabrikbesitzer hatten sich selbst schon lange darauf eingestellt und bauten sich ausnahmslos angepasste Wohnstätten, auch Villen, sichtbar vielfach hier in Weißwasser.

Doch nicht alle Beschäftigten aus der Glasindustrie konnten sich diese Wünsche erfüllen, teils aus finanziellen Gründen. Aber es gab auch andere Interessen, andere Wege für eine Freizeitbeschäftigung. Es entstanden Rauchclubs, Schießclubs, Turn- und Sportvereine, die viele Möglichkeiten boten. Das ging weiter bis hin zu politisch-interessierten Tätigkeiten. Solange es öffentlich erlaubt war, füllten sich die Vereinszimmer, bis in späterer Zeit Verbote die Arbeiter drangsalierten oder zum Nichtstun veranlassten.

Selbst in der Arbeiterschaft gab es noch Standesunterschiede, die Meister blieben unter sich und auch der große Kreis der „Billigst-Verdiener“ hatte eigene Reviere. Speziell in diesen Gruppen brodelte und kochte die Meinung hoch, dass politische Veränderungen nötig wären. Doch überall spielte die Angst um den Arbeitsplatz mit, Lohn und Brot zu verlieren.

Die friedvolleren unter den Rebellen widmeten sich mehr kulturellen Beschäftigungsmöglichkeiten, fanden zu Sport und Musik, zu Kunst, zu Malerei usw.

Wenn ich meine aktive Zeit in der Glasindustrie betrachte und an Hobbys der Glasarbeiter denke, dann muss ich einen Namen nennen, der meine vollste Hochachtung hat: Kurt Stürmer. Er war im VEB Spezialglaswerk „Einheit“ Weißwasser beschäftigt, war Glasmacher und Leistungssportler in einer Person. Sein Name „Stürmer“ bekam im Eishockey-Sport die Funktion „Stürmer“!



Kurt Stürmer (re.) und Wolfgang Blümel



Kurt Stürmer (re., stehend) im Kreis seiner Sportfreunde



Kurt Stürmer bei einer Demonstration aus Anlass des 1. Mai
Foto im Besitz von H. Kucera

Fotos im Besitz von W. Blümel

Neben seiner beruflichen Tätigkeit absolvierte er das Training, das ihn zum Spitzensportler führte! Auch nach Beendigung seiner Leistungssport-Laufbahn hatte er weiterhin die Glasmacher-Pfeife in der Hand behalten. Ich verneige mich ob dieser Leistung!

Hier kurz einige Daten aus seinem Leben:

- Kurt Stürmer, geb. am 18.02.1926, gest. am 15.11.2009
- War ausgebildeter Glasmacher und fertigte überwiegend Kleinzeug im VEB Spezialglaswerk „Einheit“ Weißwasser.
- Als es zur „Umbenennung“ des vorher bestehenden Clubs in „SG Dynamo“ kam, sollten alle Spieler der Volkspolizei angehören.
- Kurt Stürmer ist Kurt Stürmer und Glasmacher geblieben, welch Stolz spricht daraus!
- Im Frühjahr 1961 hat Stürmer seine sportliche Karriere beendet und hing die Schlittschuhe an den Nagel.
- Doch bereits in der nächsten Saison bat die Mannschaft ihn nochmals um Aushilfe und Stürmer sagte nicht „Nein“.
- Ohne Training, aus dem vollen privaten Leben, nahm er die Schuhe vom Nagel und zog auf die Eisfläche.
- Viele Kenner und Könner sagen ihm nach, dass er diese Aushilfssaison als bester Kurt Stürmer hinter sich brachte.
- Er wurde mit seiner Mannschaft 12 mal DDR-Meister und trug 62 mal das Trikot der Nationalmannschaft

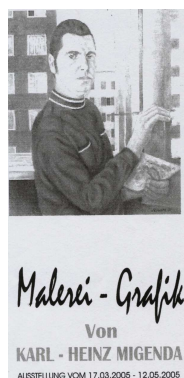
- Er nahm mit der DDR-Nationalmannschaft an den Weltmeisterschaften 1955 und 1957 in der UdSSR bzw. ČSR teil.
- Kurt Stürmer wurde als Meister des Sports durch die DDR am 04.08.1955 geehrt, gemeinsam mit W. Blümel.
- Von 1962 bis 1976 stand er als Übungsleiter oder als Berater verschiedener Trainer noch immer auf dem Eis.
- Vielen Nachwuchssportlern hat Stürmer sprichwörtlich den letzten Schliff gegeben, auch für die Schlittschuhe.
- Durch seinen Ehrgeiz, durch Fleiß, durch Offenheit und Ehrlichkeit war er Sympathieträger mehrerer Generationen von Eishockeyspielern.
- Unvergessen bleibt seine kurze Ansprache, sein kurzer Dank, an alle, die geholfen haben, das „Kunsteisstadion Wilhelm Pieck“ zu errichten. Das war aus Anlass der Eröffnung.
- Ein kleiner Teil des Dankes galt auch unserer Familie, die dort ebenfalls freiwillige Arbeitsstunden im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes (NAW) geleistet hatte.
- Nebenbei: Er hatte in dieser Zeit auch eine Familie, ein Haus, ein Grundstück. Auch das wollte gepflegt sein!

Aus der bisherigen Beschreibung ist schon ersichtlich, dass er kein „Weichei“ war. Wenn ich heute Profi-Fußballer der Bundesliga manchmal sehe, wie sie ohne Einsatzwillen, teil lustlos über den Rasen laufen, sich selbst die Beine stellend oder durch kleine körperliche Berührung durch den Gegner umfallen und dann fast den Rettungshubschrauber benötigen, dann bestätigt sich wohl doch, dass Geld oder viel Geld der eigenen Moral nicht zuträglich ist. Kein Anstand verdient auch keine Beachtung.

Ich will weitere verdienstvolle Glasarbeiter nennen, die für ihre Tätigkeit, für ihr Hobby, hohe staatliche oder gesellschaftliche Auszeichnungen erhielten. Dazu zählt die ehemalige Gruppe „Die Vier“. Aus der Glasindustrie waren dabei:

- Horst Jurtz, Glasmaler
- Eberhard Peters, Glasgraveur
- Heinz Thiele, Designer und Glasmaler, den ich zu meinen besten Freunden zähle.

Sie haben eine Vielzahl von Werken geschaffen, die teils für die Umwelt zugänglich sind bzw. waren. Ihnen gilt der Dank.



Mit behaarten oder gefiederten Kreaturen haben sich angefreundet u. a.

- Kurt Schwarz
- Horst Schumann

Mit kleinen und kleinsten Papierschnipseln waren die Philatelisten glücklich u. a.

- Paul Bresagk
- Peter Breuer

Musikalisch, ob singend oder spielend, waren dabei u. a.

- Horst May
- Siegfried Hundt
- Ernst Kuschel
- Hans Lutzens
- Fritz Hilsky

In den Volkstanzgruppen fanden Befriedigung u.a.:

- Annel Heinrich
- Erich Frenzel
- Renate Stein geb. Rogenz

Sportfreunde aus der Glasindustrie fanden sich in fast allen Sektionen der Betriebssportgemeinschaften (BSG) wieder oder auch bei der SG Dynamo.

- Gerhard Artelt
- Peter Mehlhose
- Heinz Schade

Auch in kleinen Kapellen oder als Alleinunterhalter fanden die „Glaser“ Freude und Entspannung u.a.

- Karl Gebert
- Heinz Pohland

Zusammenfassend will ich damit sagen, dass trotz schwerer körperlicher oder geistiger Arbeit das Leben der „Glaser“ nie trist, öde oder eintönig war. Wer das behaupten will, sagt Falsches aus!

Ich will aber noch die vielen kleinen „Extras“ aus den einzelnen Brigaden loben, die ständig über die „Bühne“ gingen:

- Fußballvergleiche
- Kegelwettkämpfe
- Luftgewehrschießen
- Ausflüge
- Theaterbesuche usw.



Von links:
Werner Medack, Paul Borchers, Christian Schulz, Werner Vogt, Günter Medack
Unten:
Klaus Dulop

Ich weiß es ganz genau, dass ich mich mit dieser Episode schuldig mache, vieles und viele nicht genannt zu haben. Noch gibt es in privaten Händen, im hiesigen Glasmuseum und bestimmt noch anderswo Brigadebücher, die zu sichten wären. Doch die Zeit läuft und die noch „Interessierten“ werden immer weniger. In etwa 20 Jahren ist wohl kein „Wissender“ aus der Glasindustrie der Jahre 1945 bis 1990 mehr am Leben. Ist dann alles verloren?

Als letzten Gedanken will ich unsere Straße nehmen, in der wir wohnen, und zeigen, dass viele Glasarbeiter der hiesigen Industrie hier ihr Hobby ausgelebt haben.

Die „Auensiedlung“ wurde in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut, billig, noch billiger, am billigsten! Das Grundstück war Reichsheimstätte. Ausgeber der Reichsheimstätte war die Stadtgemeinde Weißwasser. Die Bebauung hatte den Rang einer vorstädtischen Kleinsiedlung. Reiche Leute waren hier nie zu Hause! In einer solchen Siedlung herrschte nicht Gleichgültigkeit, nicht Anonymität zum Nachbarn. Es war Verträglichkeit gegeben, man grüßte sich mit Namen und auch eine gewisse Neugier reizte zu einer Lösung. Leider ist davon wenig übrig geblieben, Hast und Eile haben Vorrang bekommen und wenn die Arbeitsplätze 100 Kilometer entfernt von der Wohnung sind, dann hat beim Wiedersehen das Zwiesgespräch Vorrang vor der Gemeinschaft. Das hat die neue Zeit so gebracht. Schade!

Es ist wissenschaftlich wertlos, auch so gewollt und trotzdem interessant, welche Bewohner mit der Glasindustrie zu tun hatten. Dabei beschränke ich mich nur auf die Zeit, in der ich hier Quartier bezog. Ich beginne mein Puzzle:

Linksseitig

- Paul Klein
- Ruth Schäfer

- Manfred Schäfer
- Dora Schindler
- Dieter Jäckel
- ... Kempe
- Herbert Schmidt
- Lucie Balzer

Rechtsseitig

- Irene Schwenke
- Heinz Schwenke
- Willi Balke
- Christa Gräber
- Annelies Tusche
- Inge Handke
- Eugenie Frost
- Herbert Heber
- Frank Lehmann
- Brigitte Dunkel
- Hans Dunkel

Noch wüsste ich auch überwiegend die Tätigkeiten der genannten „Glasleute“. Es reicht vom Formenbau bis Fuhrpark und vom Glasmacher bis zur Gütekontrolleurin!

Vielleicht hat der eine oder andere Spaß daran und ergänzt oder korrigiert mein Angefangenes. Es ist mit Sicherheit nicht vollständig.

Den jüngeren Menschen will ich noch den Hinweis geben, dass die DDR-Glasbetriebe große Unternehmen waren, teils einen eigenen Formenbau und auch einen eigenen Fuhrpark hatten. In der heutigen „Ruinenlandschaft“ der „Bärenhütte“ fanden einst über 1000 Beschäftigte Arbeit und heute?

25. Episode: Sinnloser Aufwand in der Erzeugnisentwicklung

Die Planwirtschaft der DDR führte im Design ebenfalls vollständig Regie. Es war eine totale Bevormundung der Betriebe in fast allen Fragen bis hin zu Gedeih und Verderb. Selbst derjenige, der es in diesem System besser wusste, musste seine Gedanken einpacken und das glauben, was den Bürgern vorgekaut wurde. Die Initiative der Einzelperson wurde in den Hintergrund gedrängt und durch kollektives „Wissen“ ersetzt.

Entsprechend der Wirtschaftspolitik in den verschiedenen Phasen der gesellschaftlichen Entwicklung änderten sich auch die Organe und damit die Namen der führenden Dienststellen. Es begann mit dem Institut für industrielle Gestaltung um 1950, danach Institut für angewandte Kunst, danach Zentralinstitut für Formgestaltung, Zentralinstitut für Gestaltung bis hin zum Amt für industrielle Formgestaltung (AIF), das zuletzt Staatssekretär Martin Kelm leitete und 1990 die Arbeit einstellte.

Was in diesem Amt so alles „kreuchte“ und „fleuchte“ war weltweit mit das umfangreichste seiner Art. War das nötig? Etwa 250 Personen bekamen hier ihren Unterhalt.

Mit Beginn der Arbeit dieser Organe um 1950 befassten sich recht befähigte Designer bzw. Mitarbeiter direkt mit der Entwicklung neuer Erzeugnisse und gaben der Industrie in direkter Form Hilfe und Unterstützung. Diese wirksame Form wurde mehr und mehr abgelöst und der Weg ging hin zur Begutachtung, man könnte sagen hin zur Beeinflussung der Betriebe, später der Kombinate und seiner Mitarbeiter.

Der Aufwand an administrativer Arbeit nahm langsam Formen an, die permanent zur Zügelung aller Prozesse in den Betrieben bzw. Kombinatn führte. Ab etwa 1970 wurden durch Regierungsbeschlüsse, die aber durch das Amt für industrielle Formgestaltung erarbeitet wurden, viele, viele Dinge noch realitätsferner. Die Kluft wuchs zwischen unten und oben! In der Praxis, unten im volkseigenen Betrieb, schwebten Wörter durch die Luft wie Pflichtenheft, Staatsplanthema, Weltstandsvergleich und, und, und!

Natürlich beeinflusste die vorhandene materiell-technische Basis der DDR die Leistungen der Entwerfer / Gestalter ganz erheblich. Diese Beeinflussung steigerte einerseits oftmals sogar den Leistungswillen dieser Leute. Selbst unter diesen Bedingungen, teilweise äußerst miserabel, waren unter den Designern Leute am Werk, die vergleichbar hohe Leistungen gegenüber der Konkurrenz aufweisen konnten. Menschen wie Wondrejz, Richter, Schade oder Schmidt, um nur einige zu nennen, haben sich hervorragend bewährt, konnten aber letztendlich das Quentchen Glück mangels Borniertheit vieler „Mitredner“ nicht schürfen. Leider hat das auch manchmal zu Unlust in der Arbeit, zum „Leisetreten“ in der schöpferischen Arbeit geführt.

Manchmal konnte man wirklich verzweifeln! Ich kann mir nicht vorstellen, was wohl Wagenfeld, Wirkkala oder Löffelhardt in solch gegebener Situation gemacht hätten?

Wer mir viel Ironie zutraut, der kann auch den folgenden Gedanken lesen:

Alle Arbeiten aus der Hand Bundtzen, die sich in vielen Museen und Ausstellungen befinden und von allen Kunstpäpsten hoch gelobt werden, entstanden in der Zeit, als noch niemand von Pflichtenheft, von Staatsplanthema oder Weltstandsvergleich sprach oder daran dachte. Als diese Themen aber Wirklichkeit wurden und vielfach auch zu Verzweiflung der im Entwurf bzw. Erzeugnisgestaltung Tätigen führte, hat Bundtzen fast nichts mehr angefasst. Im Gegenteil, er wechselte die Front und bezog Positionen, die von Partei und Regierung vorgegeben wurden. Er wurde treuester Verfechter dieses Anliegens und entband sich aus der täglichen schöpferischen Arbeit.

Ich habe das nie verstanden, inoffiziell gibt es zu diesem Austreten von Bundtzen auch noch andere Ansichten. Möge jeder glauben, was er will und ich habe auch eine Meinung dazu.

Ich selbst habe in dieser Zeit versucht, vieles zu kapieren, zu erfahren – aber alles konnte ich nicht fassen. Vielfach waren auch mir die staatlichen Vorgaben, die Befehle von Partei und Regierung und das Zutun der Verantwortlichen für die Kultur unseres Landes, unseres Staates als unseriös, als unerfüllbar erschienen.

Der Wille der Staatsführung war, alles genau zu perfektionieren, es wissenschaftlich exakt zu machen und nichts dem Zufall zu überlassen. Das war eine Doktrin, die absolute Unterwürfigkeit erforderte, teilweise aber gar nicht eingehalten werden konnte.

Die Mitarbeiter meiner Abteilung „Erzeugnisentwicklung“ waren alle Abgänger von Hoch- und Fachschulen, also Menschen mit einem gewissen Bildungsstand. Sie hatten alle den Willen, in der Arbeit Gutes oder Vorbildliches zu leisten und zeigten auch den Willen, Dinge zu verstehen, die manchmal fast nicht begreifbar waren. Doch irgendwann lief dann doch die Galle über und es wurde aufgetauter Frust abgelassen.

Kein einziger meiner Mitarbeiterinnen bzw. Mitarbeiter hatte es im Sinn, die aus Gestaltungsaufträgen resultierenden „Beiwerksaufgaben“ zu erfüllen! Es war eine totale Abneigung erkennbar, unsinnigen „Kram“ auch noch schriftlich zu erarbeiten und irgendwann verteidigen zu müssen.

Wir kamen uns vor und wir waren es auch: Wasserträger, die im Sport gefragt sind, aber nie den Glorienschein erhielten. Das sie ganz wichtig waren, erkennt man daran, dass Ullrich & Co. ohne sie und ohne zu dopen nie die Tour de France gewonnen hätten.

Es gehört zur Sachlichkeit festzustellen, dass kaum einer der Glorienscheinträger sich schwierigen Aufgaben stellte. Fast die gesamte maschinelle Produktion und Veredlung wurde als Handlungsfeld den „kleinen Leuten“ überlassen.

Ohne diese Produktion, ohne diese Anlagen wäre alles andere „Nichts“ gewesen! Davon hat die Glasindustrie in erster Linie gelebt! Das aber verstanden die Herren der „Ämter“ nicht und sie kochten ihre eigene Suppe. Ihre Mitarbeiter hatten damit Arbeit gefunden und konnten Kraft ihres Amtes alles Vorgelegte unter die Lupe nehmen. An fertiger Arbeit Kritik zu üben oder auch nur herum zu kritzeln, das war ihr gefundenes „Fressen“.

Diese „von oben herab“ betrachtende Ansicht fing bei den wirtschaftsleitenden Organen an, setzte sich über die gesellschaftlichen Gremien aus Partei und Gewerkschaft fort und gipfelte dann in den höchsten für Kunst zuständigen Ämtern bzw. Ministerien. Was hier überall erfunden, betrachtet oder erdacht wurde, ging an der Realität in den Werken der Glasindustrie, auch anderswo, total vorbei!

Ich will versuchen, den Frust meiner Designer zu erklären und erläutern, warum er solche Ausmaße annahm. Es gab wirklich Anlass dazu, aus der Rolle zu fallen:

Von ihnen wurde eine Einschätzung des Weltmarktes, der Konkurrenz im Verhältnis zur gestellten Aufgabe erwartet. Sie sollten alles wissen – vom Prozess der Herstellung, über Kosten der Vergleichserzeugnisse, über technologische und technische Dinge bis hin zu Verkaufsergebnissen. Das war aber eine absolute Unmöglichkeit in vielerlei Hinsicht. Sie selbst kannten überwiegend gar nicht den Weltmarkt. Technische oder technologische Dinge von der Konkurrenz zu erfahren glich fast einer Werksspionage. Teilweise war es uns gar nicht möglich, ein ins Auge gefasstes Sortiment einer Konkurrenzfirma zu erhalten, um daran Erkenntnisse zu sammeln. Vielen Designern war keine Chance gegeben, den „Weltmarkt“ überhaupt „zu betreten“!

Nun hätte man dafür wieder Organe oder Dienststellen oder einzelne Fachleute befragen können, aber sie waren oft noch mehr überfordert und wollten gar keine Auskünfte geben. Es wäre schwierig und langwierig geworden, diese „Litanei“ bis zum Ende zu beten – man war dem Verzweifeln nahe.

Hätte der Gestalter einer neuen Serie nun dieses Problem wirklich gelöst, dann würde das „Neue“ parat, zur Stelle sein. Die neue Serie sollte ja der dafür auslaufenden Serie in fast allen Dingen überlegen sein. Wenn sich das nicht nachweisen lässt, dann ist die eine „Schlacht“ im Krieg der Pamphlete auch wieder verloren.

Nun sind oder waren wir alle wissend genug, dass nicht von heute auf morgen eine neue Anlage zur Herstellung maschinell gefertigter Stielgläser vor dem Hüttentor steht. Also galt es, aus der bisherigen, oft schon nicht mehr modernen Technologie, mehr oder besseres zu erreichen. Praxis aber war, dass diese veraltete Technik schon „auf dem letzten Loch pfiß“, Ersatz- und Verschleißteile fehlten – die Designer aber sollten trotzdem die Welt vor dem Ersäufnis retten.

Hier muss ich wirklich einmal ein praktiziertes Beispiel einflechten, das zeigen soll, in welche Gefahr wir uns als Leiter manchmal begeben mussten: An einer Bearbeitungsmaschine der Stielglaslinie 4 gingen bestimmte Einzelantriebsmotoren oft kaputt. Da dies Importerzeugnisse waren, wurde uns keine ausreichende Bevorratung ermöglicht. Da in Novy Bor eine ebensolche Maschine im Einsatz war und wir sehr gute, kameradschaftliche Beziehungen zu einzelnen Mitarbeitern hatten, war zumindest Licht in Sicht. Wir fuhren mit defekten Motoren ins dortige Glaswerk und kamen mit brauchbaren wieder zurück. Zu späterer Zeit, als wir wieder eine Importgenehmigung hatten, gaben wir neue Motoren dorthin und brachten die alten wieder zurück. So sah „sozialistische Hilfe“ in Wirklichkeit aus.

Uns war bekannt und auch bewusst, dass wir damit Ein- und Ausführ-Regelungen der DDR übertrafen. Der Zoll bzw. die Kontrollen an der Grenze haben uns Gott sei Dank nie erwischt. Leider hatten wir auch zur Wendezeit wieder Schulden in Novy Bor. Sie zu begleichen war besonders schwierig, es hat aber geklappt.

Wenn ich nun schon etwas aus der Praxis plaudere, dann will ich noch ein weiteres Beispiel einflechten. Bitte glauben sie es mir:

Es kam vor, dass bei der Gestaltung einer neuen Stielglasserie für die maschinelle Produktion andere Tropfengewichte (also Menge an Glas) für das Oberteil oder für den Kelchfuß nötig waren. Es ist doch verständlich, wenn ein Stiel länger oder dicker wird, dass da eine andere Menge Glas benötigt wird, als bei einem kurzen und dünnen Stiel.

Mit dieser Veränderung der Tropfengewichte geht fast zwangsläufig eine Veränderung des Fertigungstaktes einher. Das hängt von vielen Faktoren ab, die aber auch bedingt beeinflussbar sind. Wurde bereits im „Pflichtenheft“ evtl. angekündigt, dass eine Verringerung der Leistungsparameter gegenüber der Vorserie eintritt, dann war die Stunde der Ökonomen gekommen. Ich kann mich noch lebhaft daran erinnern, wie die „ökonomischen Ökonomen“ ihr Schwert schwangen. Für sie galt nur eine einzige Prämisse: Masse, Masse, Masse und Menge, Menge, Menge! Qualität gab es für sie nur im Unterbewusstsein. Wer mit dieser Meinung von mir kein Einverständnis zeigt, der kann mit mir diskutieren. Ich bin dazu bereit und hätte noch viele, teils drastischere Beispiele auf Lager.

Mir liegen noch die Leistungsparameter vor, die wir an den Stielglasanlagen erreichten. u. a.:

Kelche, Größe 2, „Venus“	32 Stück/min
Kelche, Größe 2, „Topas“	30 Stück/min
Kelche, Größe 2, „Achat“	27 Stück/min
Kelche, Größe 2, „Karat“	24 Stück/min

Diese deutlichen Leistungsminderungen hatten mehrere Ursachen:

Die Stielglasanlagen selbst kamen immer mehr ins höhere Alter. Abnutzung der Anlagen mit weiterer Verschlechterung des Bezugs von Import-Ersatzteilen zeigten deutliche Wirkung.

Leider mussten wir auch erkennen, dass sich die Moral der Beschäftigten mit der Verschlechterung des technischen Zustands der Anlagen ebenfalls verschlechterte.

Unsere Planungsstrategen bangten teils auch um ihre Positionen. Um sicher zu gehen, wurden niedrigere Leistungsparameter in die Planungsunterlagen eingearbeitet. Damit rückte das Erreichen der Zielstellung näher an die Wirklichkeit heran.

Für „Venus“, „Topas“ und „Achat“ trafen diese Aussagen zu allererst zu.

Bei der Serie „Karat“ ist die Gestaltung des Erzeugnisses die ursächlichste Wirkung der deutlichen Leistungsminderung. Leider wurde diese gestalterisch bessere Leistung nicht mit einem besseren finanziellen Ergebnis honoriert. Auch die Goldmedaille des Leipziger Messeamtes zeigte keine Wirkung.

Wie dumm und trotzdem wie unverzagt wir manchmal als Leiter aus der „Wäsche“ schauen soll dieses Beispiel zeigen:

Nach dem Siebdruckanlage K 10, geeignet für bis zu 3-Farben-Drucke, ausgedient hatte, wurde der K 13, ein Nachfolger des K 10, importiert. Er ließ weitere Drucke zu und brachte auch eine bessere Qualität zustande. Das alles klappte aber nur, wenn auch das Umfeld stimmig war. Die benötigte Gaze zur Siebfertigung musste eine gewisse Feinheit haben, die dafür günstigsten Farben sollten passend zur Technologie sein! Pustekuchen, ihr Designer: Nehmt DDR-Gaze (grob wie Maschendraht), nehmt DDR-Farben. Die beste Technologie habt ihr jetzt, also muss ein „Weltmarktbestimmer“ das Ergebnis eurer Arbeit sein! Leider Pustekuchen!!

Das ist nur ein kleiner Streifzug durch eine „Mängelliste“, mit der die Designer im Dauerzweist lagen. Es war ein langer Weg, gepflastert mit vielen „Stolpersteinen“, mit teils persönlichen Anfeindungen durch die „Besserwisser“ aus der großen Bürokratie der DDR.

Was ich fast ganz vergessen hätte:

Alle neuen Erzeugnisse, entwickelt und gestaltet nach Staatsvorschriften der DDR, mussten auch vom Charakter her Zeuge unserer sozialistischen Weltanschauung sein. Sie sollten die Überlegenheit zeigen!

Wir wussten, dass von der Obrigkeit immer nur „Exquisites“ erwartet wurde. Oft war aber nur „Hausmannskost“ möglich. Leider!

26. Episode: Der Prophet im eignen Lande ...

Es war einmal und das Sprichwort dazu lautet wohl „Der Prophet im eignen Lande zählt nichts“.

Fast dem Inhalt des Sprichworts ähnelnd könnte ich über die Designer der hiesigen Glasindustrie Dinge erzählen, die sich zugetragen haben.

Ich schließe dabei die wohl bekanntesten beiden Designern der Lausitzer Glasindustrie aus, denen der „Heiligenschein“ am Namen heftet. Das ist nicht abschlägig gemeint und ich gönne ihnen Ruhm und Ehre.

Beide muss man aber in die jeweilige Zeit, in die jeweilige Situation und in das jeweilige Umfeld einordnen. Ich glaube, so versteht man die Dinge besser. Wagenfeld hat für die VLG Weißwasser AG ganz Großes geschaffen. Es hieße eigentlich, Eulen nach Athen zu tragen und daran zu erinnern, dass er auf Ausstellungen, auf Messen oder sonst wo Medaillen, Urkunden, auch Lob und Anerkennung holte, fürs Werk und auch für sich. Das ist bekannt.

Er konnte es in einer Zeit, in der das Umfeld dazu passend war. Mit der Kraft bestimmter Führungspersonen im Unternehmen war das Kontern gegen andere Strömungen der Führungsspitze möglich. Zur damaligen Lage trug auch die krisenhafte Situation in der Industrie bei, die durch neue Wege in der Design-Entwicklung gemildert werden sollte. Auch das sollte zu einem Ausweg führen. Das alles konnte aber nur bis zu einem gewissen Maß erfolgen, bestimmte Grenzen konnten nicht überschritten werden. Als sich aber während und nach dem Ende des II. Weltkrieges alles zuspitzte, sich die Situation deutlich veränderte und auch in der Wirtschaftsführung dramatisch andere Verhältnisse eintraten, hat sich auch Wagenfeld dieser neuen Situation beugen müssen.

Er fand für seine Tätigkeit, für sein Wirken kein Umfeld mehr, in dem er Befriedigung erfahren hätte. Er beendete seine Tätigkeiten in der Glasindustrie von Weißwasser.

In der Korrespondenz zwischen Wagenfeld und Bundtzen ermutigte Wagenfeld seinen ehemaligen Schüler immer wieder zum Durchhalten. Bundtzen hatte das Erbe von Wagenfeld übernommen in der gleich schwierigen Situation, in der Wagenfeld aufgehört hatte.

Nun bin ich auch hier wieder bereit, die Situation zu beschreiben, die hilfreich oder ablehnend sein kann. Bundtzen hatte das große Glück, eine Entwurfsabteilung ins Leben zu rufen, die vorerst relativ unabhängig von der Glasindustrie und von ökonomischen Prozessen war. In der ersten Phase 1950 ... 1965 konnte der Designer sich schon etwas austoben, zumal hinzu kam, dass eine Musterwerkstelle zur Fertigung manueller Erzeugnisse zur Verfügung stand. Die jeweiligen Vorgesetzten in der Wirtschaftszweig-Führung hatten davon den Vorteil, das eine oder andere Stück Glas aus der Fertigung der Musterwerkstelle zu bekommen. Glaserzeugnisse waren zu damaliger Zeit ein willkommener Tauschartikel, egal, ob privat oder für das Unternehmen etwas gebraucht wurde. Das ist kein Geheimnis, es ist fast überall in der Literatur nachzulesen!

Doch dann kam die Zeit, als sich die Bedingungen für Bundtzen und seine Tätigkeit deutlich verschärften und damit total anders wurden. Ich nenne nur das Schlagwort „Wirtschaftliche Rechnungsführung“!

Wir Designer waren plötzlich gezwungen, über jede Stunde Arbeitszeit Rechenschaft abzulegen. Diese Arbeitsstunden und ihr finanzieller Wert wurden den Glasbetrieben in Rechnung gestellt, wenn sie Entwürfe aus der „Werkstatt für Glasgestaltung“ haben wollten. Doch das stagnierte plötzlich! Es kam hinzu, dass aus den Kunsthochschulen oder anderen Ausbildungsstätten erste neue Mitarbeiter kamen und in der Industrie ihre Laufbahn begannen.

Noch in der Hochzeit der Arbeit der „Werkstatt für Glasgestaltung“ hatte Bundtzen die Situation genutzt, um viele seiner Entwürfe als Glasmuster an den „Mann“ zu bringen. Wer der „Mann“ ist: Bitte schauen sie sich fast alle Museen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR an! Sie waren gut bestückt und wurden gut beliefert!

Doch mit dem Ende der grenzenlosen Freiheit in der Design-Entwicklung, mit dem Aufkommen von mehr ökonomischem Zwang und vor allem mit der Pflicht, neue Entwicklungen vor allem für die maschinelle Glasproduktion zu organisieren, ging auch das Wirken Bundtzens in die Brüche.

Beide Glasdesign-Päpste sind praktisch zu unterschiedlichen Zeiten, aber an fast gleichen Ursachen gescheitert. Bundtzen hat mit seinem Weggang in eine höhere Leitungsebene seine praktische Arbeit aufgegeben.

Jetzt folgt eigentlich mein Gedanke, dem ich nachgehen wollte. Die Päpste waren weg, aber die kleinen Prediger sind geblieben oder mussten bleiben.

Ab etwa 1968 wurde ihnen – den Designern – knüppelhart die Aufgabe gestellt, sich voller Konzentration der maschinellen Becher- und Stielglasproduktion zu stellen und den Aufgaben im Export. Dabei war der technisch-technologische Zustand vieler Fabrikationsanlagen nicht auf der Höhe der Zeit. Wie viel Hindernisse, wie viel technische Einwände gegen neue Entwürfe in den Weg gestellt wurden, kann ich nicht mehr vollständig aufzählen. War ein Widerstand überwunden, dann wartete schon der nächste.

Hierzu kamen nun neue Forderungen von „Päpsten“, die sich überall emporschwangen – aus Kunsthochschulen, aus Ämtern oder Dienststellen. Alles sinnlos!

Wir hatten zwischenzeitlich sehr gut ausgebildete Designer in der Industrie, die auch rein handwerklich ihr Geschäft verstanden. Einer davon war Bernd Schmidt, ermordet von lichtscheuen Elementen. Ich zolle Bernd Schmidt auch im Nachgang meine Achtung!

Sie alle konnten aber einfach nicht über ihren Schatten springen. Sie blieben im Dschungel der herrschenden Verhältnisse, der Umstände vor Ort und Zeit einfach unbekannt!

Dann kam der Hammer für mich. Zur Fertigung neuer Entwürfe für die manuelle Produktion im „Neuen Hüttengebäude“ der OLG holte man einen Designer aus tschechischen Gefilden, der aber in Deutschland lebte. Ich habe die Jubelgesänge aus den Tageszeitungen^(1, 2) und auch von Verantwortlichen des Unternehmens noch im Ohr. Es war eine Demütigung hiesiger Gestalter, die scheinbar zu nichts taugten!



Größte „Spinnerei“ von allen Seiten:

Der Designer Petr Horak aus der ČSSR sollte alles retten, blöd!

Kurz danach – etwa 1993/94 – sollte ein nochmaliges Aufwärmen von Wagenfeld-Sortimenten aus der Zeit 1935 ... 1938 den absoluten Durchbruch bringen. Auch hier eine Demütigung derer von hier!

Beide Dinge sind kläglich gescheitert!

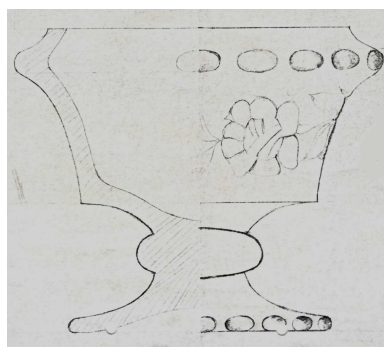
Scheinbar waren doch nicht die bisher erfolgreichen Gestalter des Unternehmens schuld, sondern doch die Umstände für ihre Arbeit!

Ich habe aber nichts gelesen, wo sich die Schreiberin des frohlockenden Beitrags in der „Sächsischen Zeitung“ vom 25. Februar 1994⁽³⁾ – Cristine Gräfin Brühl – für ihr Irren entschuldigt! Es ist eben menschlich!

Ich kenne auch keine Korrektur der Meinung, die in der „Lausitzer Rundschau“ vom 19. Dezember 1991 stand und von Gabriele Nitsche verfasst wurde. Wie schrieb ich eben: Irren ist menschlich!

Ich habe auch nie mehr etwas über den Designer Petr Horak gehört, sang- und klanglos verschwunden, untergegangen!

Es gab aber auch andere Formen und Methoden, wie man die Designer der DDR degradieren konnte. Von einem Teil Exportkunden, die BRD zählte als Markt zum NSW-Export (ehemals hieß es auch „Innerdeutscher Handel“) wurden Wünsche für neue Erzeugnisse auch in Form von Zeichnungen vortragen. Manchmal sträubte sich das Nackenhaar, wenn man diese sinn- und witzlosen Dinge als Zeichnung oder Skizze sah:



Als Beleg sollte dieses eine Erzeugnis genügen, ich habe den Namen der Firma aus dem damaligen „Westen“ unkenntlich gemacht, da sie noch heute existiert.

Was hätten wohl die beiden „Glaspäpste“ zu diesen Kundenwünschen gesagt? Sicher hätten sie darüber die Nase gerümpft!

Anhang

(1)

In der OLG geht's im Januar weiter!

Treuhand-Vorstand entschied sich: Dienstagnachmittag/Heute erhalten 336 Bewerber der Lausitzer Glas GmbH ihre Zusage
Von Gabriela Nitsche

WEISSWASSER. Am Mittwochvormittag präsentierte die Lausitzer Glas GmbH erste Ergebnisse der Zusammenarbeit mit dem Designer Petr Horak, einem gebürtigen Tschechen, der seit Mitte November in Weißwasser weilt. Die vorgestellten Muster unterstreichen nachdrücklich das Können der einheimischen Glasfachleute in der manuellen Fertigung.

Geschäftsführerin Evelyne Hubatsch eröffnete die interne Musterschau mit der Hiobsbotschaft, dass der Trauhand-Vorstand am Dienstagnachmittag nun endlich eine Entscheidung getroffen habe. Man habe dem vorgelegten Konzept der künftigen Pachtgesellschaft mit u. a. der Löbbecke-Bank und der Weißwasseraner Wirtschaftsförderungsgesellschaft als Pächter den Zuschlag erteilt.

Nahtloser Übergang

Das von vielen Seiten, doch vor allem von der Kommune, Erhoffte trat somit ein. Nun sei zügiges Handeln angesagt, äußerte Wirtschaftsdezernent Paul John vom Landratsamt gegenüber der RUND-SCHAU. Es ginge darum, die notwendigen geschäftlichen Angelegenheiten so zu klären, dass die Produktion nahtlos weitergehen kann am 1. Januar.

Anfang vergangener Woche hatte Frau Hubatsch bereits von der Treuhand signalisiert bekommen, dass sie berechtigt sei, die Geschäfte weiter zu führen und Verträge abzuschließen. "Daraufhin erfolgte die öffentliche Ausschreibung für 336 Beschäftigte ab 1. Januar 1992. Bis zum vergangenen Montag, dem 16. Dezember um 12 Uhr konnten sich die Arbeitnehmer der Lausitzer Glas GmbH bewerben. Es wurde gleichzeitig darüber informiert, dass eine Kommission die Auswahl trifft und die Entscheidungen am 18. Dezember 1991 zwischen 13 und 16 Uhr im OLG- Kulturraum schriftlich an die Bewerber übergeben werden", erläuterte Frau Hubatsch.

"K" kommt von Können

Zurück zur Musterschau, zu der die RUND-SCHAU seitens des Unternehmens und des Betriebsrates herzlich eingeladen worden war. Die dort präsentierten Muster unterstreichen nachdrücklich das Können unserer einheimischen Glasleute. Das wollte auch der gestandene Designer Petr Horak gesagt wissen: „Hier schlummern enorme Kräfte des Könnens. Und das, was hier zu sehen ist, sind keine hochwertigen gläsernen Kunstwerke, sondern wunderschöne Gebrauchsgegenstände, die in Teamarbeit entstanden sind. Muster, die von den Talenten der Weißwasseraner Glasbläser Bände sprechen. Besonders des Lobes voll zeigte sich der gebürtige Tscheche, der seit 1968 in Kassel lebt, von dem Zusammenraufen mit den Beschäftigten in der Glashütte. Ob es nun der Hüttenmeister Heinz Klieemann oder der Formmacher, Maler oder die Helfer, welche die Ausstellung mit aufbauten, seien - es hätte "knack" gemacht. "Mit ganz tollem Einsatz sind die Leute bei der Sache, neben ihrer normalen Arbeit, und legen los."

Auf, zur Messe!

Man möchte auf der Messe in Frankfurt am Main ab 19. Januar dem internationalen Besuchern aus der ganzen Welt zeigen, was man drauf hat, eben auf sich aufmerksam machen, dass die Lausitzer Glas GmbH längst als Konkurrent nicht von der internationalen Bildfläche verschwunden ist.

Quelle: Lausitzer Rundschau, Ausgabe für den Niederschlesischen Kreis Weißwasser, vom 19.12.1991:

(2)

Er liebt das Glas, mit ganzer Seele

RUND-SCHAU sprach mit Petr Horak

Seit wann sind sie schon in der Lausitzer Glas GmbH tätig?

Im Spätsommer bat man mich, dass ich mich einmal hier umsehe, was eventuell machbar ist, die manuelle Glasproduktion zu retten. Seit Mitte November bin ich nun richtig hier und freue mich wahnsinnig über diese ersten Arbeitsergebnisse.

Sie kommen aus Kassel, sprechen jedoch mit tschechischem Akzent. Würden sie unseren Lesern bitte erklären, wie das zu verstehen ist?

Warum nicht. Ich bin 45 Jahre alt, studierte damals in meiner Heimat Maschinenbau, bekam 1968 politische Schwierigkeiten und verließ daraufhin das Land. Ich ging nach Kassel, nahm ein Kunststudium auf, beschäftigte mich sehr viel mit Design und freier Grafik und wurde freischaffend tätig. Aber nicht nur in der BRD, auch in Holland und in den USA. Zehn Jahre arbeitete ich auch im Auftrag der weltbekannten Rosenthal-Firma.

Sie lobten heute während der Musterschau vor allem die Zusammenarbeit mit den hiesigen Glasleuten in der Hütte...

Die Hütte ist nun einmal das Herz der manuellen Produktion, und die dort Beschäftigten sind ein ganz besonderes Völkchen. Das ist auf der ganzen Welt so. Das können sie mir glauben, denn die Weißwasseraner ist schon meine 27. Glashütte. Da hat man so seine Erfahrungen. ... Und wer Glas wirklich liebt, mit ganzer Seele liebt, der lässt nicht locker und gibt nicht auf. Das ist das, was mir hier so gefällt. Die Kollegen stürzen sich dermaßen in die Arbeit, wollen sich beweisen und gönnen sich keine Ruhe. Aber gerade in der Ruhe liegt die Kraft des Glasbläfers, kann man sein Können ausloten und vervollkommen. Und ich bin überzeugt, dass Glas aus Weißwasser schon bald wieder einen sehr guten Ruf haben wird. Ich bin gern bereit, weiter zu helfen

Quelle: Lausitzer Rundschau, Ausgabe für den Niederschlesischen Kreis Weißwasser, vom 19.12.1991:

(3)

Federfeine Stiele, hauchdünne Ränder

In Weißwasser werden wieder Wagenfeld-Gläser produziert
Von Christine Gräfin Brühl

Gläser, Gläser und noch mal Gläser. Der Glasladen in Weißwasser quillt über vor Farben, Formen und Figuren. Hohe, schmale Kristallvasen, schwere, breite Obstschalen, Aschenbecher, Kerzenleuchter, Bierkrüge, Trinkstiefel - alles wohl sortiert in Regalen und Vitrinen. Licht von Pink- und himmelblauer Farbe bringt die funkelnde Pracht nachts zum Leuchten. Groß und schwer wirkt die Ware. Sich selbst zu bedienen würde keiner wagen.

Nur in einem Regal scheinen die Gläser zu schweben. Hauchdünn sind ihre Ränder, federfein die Stiele und die Füße. Man sieht hohe, kühne Weinkelche, zierliche Sherrygläser, weit ausladende Sektschalen. Wie die Zinnsoldaten stehen sie schnurgerade aufgereiht in der Vitrine. Kleine Wodka-stamper und runde Rumflakons vervollständigen das Ensemble. Ladeninhaberin Edith Merla verweist auf die kleine Raute, mit der jedes Stück am Boden gekennzeichnet ist. Alte Bauhausformen seien es, nach denen diese Gläser gemacht worden sind, erzählt sie. Bei ihren Entrümpelungsaktionen zu Wende-Zeiten sind der neuen Geschäftsführung der Lausitzer Glaswerke Weißwasser GmbH alte Pläne von Professor Wilhelm Wagenfeld in die Hände gefallen. Kurzerhand fiel die Entscheidung, die ehemalige Produktion wieder aufzunehmen und ab sofort Wagenfeld- Gläser herzustellen.

Beim Entrümpeln alte Bauhaus-Pläne gefunden

Und zwar erfolgreich. "Nach den Spielereien der Postmoderne wird zunehmend die klassische Form der Bauhaus- Zeit wieder geschätzt", sagt Geschäftsführerin Evelyne Hubatsch: "Wir brauchten einfach eine eigene Linie." Diese Linie haben die Lausitzer Glaswerke gefunden. Die neuen Gläser sind von unbestrittener Eleganz. Mit so wohlklingenden Namen wie Toskana, Weimar und Merkur versehen, zieren die neuen Glaskollektionen jetzt Tische und Regale. Nicht nur Weißwasseraner gehören zum Kundenkreis von Evelyne Hubatsch. Weltweit vertreibt sie ihre Ware. "Wir haben soeben ein Büro in New York aufgemacht", erzählt sie stolz.

Schon vor der Wende waren die Lausitzer Glaswerke ein Exportbetrieb. 82 Prozent der Ware bleibt in Deutschland. Der Rest geht nach Spanien, Frankreich, Österreich, Italien, Holland, Griechenland und in die Schweiz. Eines vor allem ist den Lausitzer Glaswerken mit ihrer neuen Linie gelungen: Sie haben in Deutschland ein ganz bestimmtes Geschmackspublikum gefunden. In einschlägigen Trendsetter-Magazinen und Designerkatalogen wird ihre Ware angepriesen, paßt die schlichte zeitlose Schönheit ihrer Gläser doch ausgezeichnet in die neue, teure Bescheidenheit.

Von Bonbongläsern über Glühlampen zu Kelchglas

Wer hätte gedacht, dass es mitten im hintersten Sorbrien so schöne Gläser gibt? Ist doch die Lausitz bekanntermaßen das Land der drei Meere: Waldmeer, Sandmeer, Nichts-mehr... Doch Lausitzer Glas ist ein Begriff mit Tradition. Hier hat die Glasproduktion in Deutschland ihren Ursprung. Die erste urkundliche Erwähnung einer Glashütte erfolgte im Jahre 1433. Im Zuge der Industrialisierung im 19. Jahrhundert entwickelte sich die Glasproduktion in der Lausitz zu einem der bedeutendsten Industriezweige der Region. Allein in der Zeit bis 1900 wurden 67 Glashütten gegründet.

Eine der damals entstandenen Hütten waren die "Oberlausitzer Glaswerke J. Schweig und Co." Anfangs für die Fertigung von Medizin- und Bonbongläsern vorgesehen, kam mit der Erweiterung des Werkes bis 1893 die Herstellung von Glaskolben für Glühlampen, Glasrohren, Schleifglas, Konservengläsern und Laborglas hinzu. Zum Meilenstein in der Geschichte der Oberlausitzer Glaswerke, die 1902 in die "Glashüttenwerke Weißwasser AG" umgebildet wurden, gehörte die Aufnahme der Kelchglasproduktion im November 1908. Die Kelchgläser erwiesen sich als derart lukrativ, dass die Kapazität ständig ausgebaut und der Betrieb bereits 1929 zum größten Kelchglasproduzenten des Landes wurde. Neben der manuellen Glasherstellung fand in den Oberlausitzer Glaswerken zunehmend die mechanisierte beziehungsweise automatisierte Produktion Anwendung.

Wilhelm Wagenfeld kam in den dreißiger Jahren nach Weißwasser. 1932 trat er in den Fachausschuss IV der glastechnischen Gesellschaft ein und begegnete dort Karl Mey, dem Direktor von Osram. Mey war Mitglied im Aufsichtsrat der Vereinigten Lausitzer Glaswerke und wurde mit der Sanierung der Werke beauftragt. Er hatte die Vorstellung, das Unternehmen nicht nur wirtschaftlich zu sanieren, sondern ihm auch kulturelle Bedeutung zu verleihen. So berief er Wilhelm Wagenfeld 1935 zum künstlerischen Leiter der Vereinigten Lausitzer Glaswerke in Weißwasser. Wagenfeld hatte am Bauhaus gelernt und gearbeitet, war 1926 dem Werkbund beigetreten und hatte freiberuflich für die Jenaer Glaswerke gearbeitet. Mey erschien er gerade der rechte Mann zur rechten Stunde. So falsch lag er damit nicht. Rückblickend betrachtet Wagenfeld seine Zeit in Weißwasser als eine der produktivsten Schaffensperioden seines Lebens. Er richtete sich frei nach Bauhaus-Manie ein künstlerisches Laboratorium ein, beschäftigte namhafte Mitarbeiter und gestaltete eine völlig neue Produktlinie. Mit dem Qualitätssiegel der Rautenmarke versehen, wurde sie in die Gesamtkollektion integriert. Seine Gläser verhalfen den Vereinigten Lausitzer Glaswerken zu internationalem Ansehen. Für ihre zeitlose Schönheit wurden sie auf zahlreichen Ausstellungen ausgezeichnet, so auch mit dem Grand Prix auf der Pariser Weltausstellung von 1937.

Wer kennt sie nicht, die schönen von Wagenfeld entworfenen Formen, die berühmte Teekanne aus Glas mit dem feinen, ebenfalls gläsernen Einsatz für die Teeblätter, die leicht ovalen Eierbecher oder die gestreng rechteckigen Glasbehälter? Im Laufe seiner zwölfjährigen Tätigkeit bei den Vereinigten Lausitzer Glaswerken entstand eine Vielzahl von Vasen, Gläsern, Schalen, Krügen und Flaschen. Einerseits waren es luxuriöse, hauchdünne Gläser und dekorative Stücke; andererseits entwarf er Alltagsware, die wenig kostete und dennoch ästhetischen Ansprüchen gerecht wurde. Nicht nur Hohlglas, sondern vor allem auch dem bisher wenig beachteten billigen Pressglas verhalf Wagenfeld zu neuem ungewöhnlichen Ansehen. Sein wohl bekanntester Pressglasentwurf wurde das "Kubusgeschirr" von 1938.

Über seine künstlerische Funktion hinaus bemühte sich Wagenfeld um eine wirtschaftliche Reorganisation des gesamten Werkes. Der Beginn des Zweiten Weltkrieges setzte jedoch allen Bemühungen ein rasches Ende. 1941 musste Wagenfeld seine Entwicklungsarbeit in der Werkstatt einstellen, 1942 wurde er selbst kurzzeitig eingezogen. Einige Zeit verbrachte er in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Als er nach Weißwasser zurückkehrte, fand er zwar eine kaum zerstörte Fabrikanlage vor, es fehlten jedoch die Arbeiter. 1947 bewarb sich Wagenfeld auf Empfehlung Reinhold Ewalds und Professor Ernst Neuferts um die Direktorenstelle der Hanauer Zeichenakademie. Noch im selben Jahr verließ er Weißwasser und zog nach Berlin.

Außer der neuen Reproduktion seiner Gläser in Frau Merlas Glasladen, erinnert nur noch eine nach ihm benannte Straße in Weißwasser an sein bahnbrechendes Schaffen. Und die von ihm entworfenen Pläne? Bereitwillig zieht sie Evelyn Hubatsch aus der Schublade und breitet sie vorsichtig auf ihrem großen Konferenztisch aus. Etwas vergilbt ist das Papier. leise knistert es, wenn sie sich darüber beugt. Doch fein ist der schwarze Strich, und haargenau sind die Zeichnungen. Mit kleinen, zarten Buchstaben und Zahlen sind sie versehen. Genau diese Zeichnungen dienen jetzt zur Vorlage für die schönen Bauhaus-Gläser, die in den Lausitzer Glaswerken gefertigt werden.

Glasmacher tanzen mit Einträgern um Schmelzofen

Groß und fauchend wie ein Drache steht der Schmelzofen inmitten einer unermesslich großen Werkhalle. Rund um ihn herum arbeiten emsig zahlreiche Glasmacher. Von einer Rampe aus stecken sie ihre langen Glasblasrohre, "Flöten" genannt, in den Ofen, holen einen Teil glühend heißer Glasmasse heraus und tragen den unförmigen Klumpen rasch zur anderen Seite der Rampe. Fortwährend müssen sie das Glas dabei drehen, denn sonst würde die glühende Masse sofort von dem Rohr herunter fließen. Am Rande der Rampe steht schon ein Zweiter bereit, „Einträger" genannt. Und während der eine kurz bläst, hält der andere Form und Eisenstab, um das fertige Glas im entscheidenden Moment von der Flöte abzuschlagen. Dann trägt er es eiligen Schrittes zum "Kühlofen", denn nur langsam darf das Glas erkalten, sonst wird es spröde und zerspringt. Blitzschnell geht das alles; während der eine noch läuft, wendet sich der andere schon wieder dem Ofen zu und holt einen weiteren Teil heißer Glasmasse heraus. Wie in einem lautlosen, unaufhörlichen Tanz bewegen sich die Glasmacher immer wieder zwischen Ofen und Rampe hin und her, schwenken und drehen ihre Flöten wie venezianische Gondolieri ihre Ruder, und eilig laufen die Einträger auf ihr Geheiß zwischen Rampe und Kühlofen auf und ab. So leicht und mühelos wirkt ihr Arbeiten und ist dabei doch mit so viel Geschick und Können verbunden.



*Am Oberflammenhafenofen (OHO) im „Neuen Hüttengebäude“
Von vorn nach hinten:*

*Siegfried Kruner (Kübelmacher), Hubert Spretz (Einbläser), René Rohleder (Formenhalter)
Horst Schumann (auf dem Kelchstuhl sitzend);
im Hintergrund: Uwe Jähne (li.) und Uwe Funk (zur Werkstelle Sieghard Kaiser gehörend)*



Kelchglasmacher Roland David beim Abschneiden der benötigten Glasmenge für den Stiel, scheinbar Weinkelch „Oberweimar“

Die Arbeitswelt der Glasmacher: Startbereit liegen drei Flöten am glühend heißen Ofenloch (li., unten). Hat der Glasmacher dem Ofen ein Stück gleißende Masse entnommen, bläst er sie kurz mit dicken Backen in feine Form (oben). Mit der eisernen Schere schneidet er sich dann so viel Glas ab, wie er für Stiel oder Henkel braucht (re., unten)

Kursiv: Erläuterungen durch Manfred Schäfer

Tag für Tag ein neuer Schliff

Jedes Glas wird einzeln gefertigt, an jedem Stück arbeiten mindestens zwei Personen. 400 Gläser werden hier pro Tag gefertigt, 300 Glasstiefel schaffen die Glasmacher in derselben Zeit. Die Tagesleistung richtet sich ganz nach dem Sortiment. 281 Leute sind in den Vereinigten Glaswerken zur Zeit beschäftigt. Ursprünglich waren es 1 600.



In der Abteilung für Dekoration werden die Gläser fein säuberlich verziert.

Aber es geht voran. Am 1. August 1992 wurde das Werk privatisiert. Neuer Eigentümer der Glaswerke ist die Investorengemeinschaft Dr. Edwin Kau und Claus-Peter Stüvecke. Kau und Stüvecke waren seit Januar 1992 als Betriebsführer in den Lausitzer Glaswerken tätig. Der Personalbestand soll bis 1995 auf zirka 400 Mitarbeiter wachsen. Schon jetzt gibt es wieder neun Lehrlinge. Außer dem Schmelzofen mit sechs Häfen für die manuelle Fertigung gibt es zwei maschinelle Stielglaslinien. Im Dezember letzten Jahres wurde das neue Gemeindehaus übergeben. Es war innerhalb von drei Monaten errichtet worden. Der Bauplan eines weiteren Hüttengebäudes zur maschinellen Glasfertigung liegt im Landratsamt vor. Es fehlt nur noch die Sanierungsordnung. Dann kann der Bau beginnen.

So geht die Rechnung der Geschäftsführung auf. Man produziert schönes Glas. Und schönes Glas wird immer Käufer finden. Schon wird wieder ein neuer Schliff ausprobiert. Das Wagenfeld-Sortiment wird ständig erweitert. Ein feines Rautenmuster überzieht jedes einzelne der neuen Gläser. Jede Spitze endet mit einem kleinen dicken Punkt. Das Muster muss absolut regelmäßig sein. Das schafft keine Maschine. "Eigentlich haben wir nur eine Schleiferin im Haus, die das kann," sagt Evelyne Hubatsch.

Wilhelm Wagenfeld – ein Leben für die Form



Wodkastamper und Cognacbecher – frei nach Wilhelm Wagenfeld. Klare Formen und schlichte, zeitlose Schönheit kennzeichnen seine Produkte. Nicht nur schön sollten sie sein, sondern immer auch zweckreich. Groß ist die Nachfrage nach Gläsern aus Weißwasser derzeit jedoch eher deshalb, weil sie den Ansprüchen der neuen, teuren Bescheidenheit gerecht werden. Schon in Frankfurt/Main-City sollen sie in einem Laden inmitten von sündhaft teurer Designerware gesichtet worden sein ...



Wilhelm Wagenfeld (1900 – 1990)

Wilhelm Wagenfeld wird 1900 in Bremen geboren. Er macht eine Zeichenlehre, besucht gleichzeitig halbtags die Kunstgewerbeschule in Bremen und wird 1919 Stipendiat der Zeichenakademie in Hannover. Dort lernt er Silber schmieden und ziselieren. 1923 tritt er in die Bauhaus-Metallwerkstatt ein und geht bei Laszlo Moholy-Nagy in die Lehre. Vor der Weimarer Goldschmiede-Innung legt er seine Gesellenprüfung als Silberschmied und Ziseleur ab. 1931 bis 1934 ist er freiberuflicher Mitarbeiter beim Jenaer Glaswerk und bekleidet eine Professur an der Kunsthochschule in Berlin. 1935 übernimmt er die künstlerische Leitung der Lausitzer Glaswerke. 1947 wird er Professor für Industrielle Formgebung in Berlin, und Hans Scharoun beruft ihn an die Akademie der Wissenschaften. Er wird Leiter der Abteilung für Typisierung und Normung am Institut für Bauwesen. 1949 nimmt er eine Referentenstelle für Industrielle Formgebung am Württembergischen Landesgewerbeamt an und zieht nach Stuttgart. Dort richtet er sich eine Versuchs- und Entwicklungswerkstatt ein. In der Folge arbeitet er für so namhafte Firmen wie WMF, Rosenthal, Peill & Putzler, für die Pelikan-Werke, die Porzellanmanufaktur Fürstentberg und viele andere mehr. Wagenfeld stirbt am 28. Mai 1990 in Stuttgart.

Quelle: Sächsische Zeitung vom 25.02.1994, Beilage Nr. 8

27. Episode: Schmunzelgeschichten

Es war einmal, da passierten Geschichten, über die man staunen, lachen oder zumindest schmunzeln konnte. Ich will einige davon erzählen, anonym oder mit falschem Namen, da sich ein Teil der handelnden Personen noch des Lebens erfreut.

Die Glasindustrie war der größte Arbeitgeber in der gesamten Region. Oft arbeiteten ganze Familiendynastien an unterschiedlichen oder gleichen Orten, im gleichen Betrieb, aber in unterschiedlicher Tätigkeit, vom Opa bis zum Enkelsohn oder von der Oma bis zur Enkeltochter. Auch Verliebte, Verlobte oder Verheiratete hatten Arbeit in der OLG gefunden.

Herr Meier war Glasmacher, seine Verliebte oder Verlobte war Durchseherin, ich nenne sie Fräulein Müller. Die Durchseherin war praktisch die erste Gütekontrollleurin der Halbfertigware, die vom Ofen kam. Wenn es der Zufall wollte, kontrollierte Fräulein Müller die Erzeugnisse der Werkstelle Meier, Verlobter von Fräulein Müller. So war es auch in meinem gewählten Fall und diese Art der Verquickung kann finanziell sehr einträglich sein.

Die Qualitätskontrolle zeigte, dass Herr Meier eine ordentliche Tagesarbeit abliefern konnte. Die Qualitäts- und Quantitätskennziffern stimmten. Er fand Achtung und Anerkennung unter seinesgleichen, wurde immer wieder Wettbewerbssieger und auch dem Geldbeutel tat die Situation ganz gut.

Doch ganz plötzlich kippte die ganze Situation. Die bisher so gute Qualitätsarbeit des Glasmachers Meier nahm Formen an, die kurz vorher nicht glaubhaft waren. Der die Erzeugnisse begleitende Laufzettel war mit Stückzahlen an Arbeitsfehlern voll geschrieben. Man konnte nur noch Herrn Schludrian dahinter vermuten. Die Situation wurde so blamabel, das Gespött am Ofen nahm zu und die bisherige Einträglichkeit ging in die Brüche.

Die Erklärung war ganz einfach! Glasmacher Meier und Durchseherin Müller waren nicht mehr verlobt. Aus ehemals „lieb und teuer“ sind „Hund und Katze“ geworden. Die Fehde war geboren und die ehemals Verlobte hat dem Verlobten gezeigt, wo die „Harke“ hängt. Immer drauf mit dem Knüppel! Die „Ehemalige“ kannte kein Mitleid.

Danach gingen beide getrennte Wege und auch im Betrieb regelten Umbesetzungen diese Situation. Trotzdem es sich einpegelte, blieb viel Gelächter am Ofen zurück.

Natürlich spielte auch Alkohol im Unternehmen eine Rolle, Schluckspechte gab und gibt es heute noch überall. Offiziell war Alkohol im Betrieb verboten, aber für die Glasmacher gab es eine Ausnahme, die erst viel später aufgehoben wurde.

Der zuständige Hüttenmeister hatte das Recht, täglich für jeden anwesenden Glasmacher zwei Flaschen Bier aus der Werkskantine in Empfang zu nehmen. Dazu erfolgte keine Kontrolle, ob alles in Ordnung war. Sicher hatten wir immer mehr Glasmacher im Dienst, als es die Anwesenheitsliste auswies. Interessenten für die überzähligen Deputate gab es zuhauf. So war es auch kein Wunder, dass sich Nutznießer gütlich an den übrigen Flaschen taten. Es war auch nicht auszuschließen, dass sich die besonders „Bedürftigen“ von zu Hause „Taschenpuffer“ oder „Flachmänner“ mitbrachten. Darin waren dann die etwas härteren Drogen, die schneller und sicherer zum „Dusel“ führten. So nahm eine Sache ihren Lauf. Ein Abteilungsleiter einer kleineren Abteilung hatte sich so viel hinter die „Binde“ gegossen, dass er nicht mehr Herr seiner Sinne war. Anscheinend waren die weiblichen Wesen Ziel seiner Begierden. Doch die Mitarbeiterinnen wollten das Spiel nicht und meldeten den Vorfall beim Verantwortlichen für Ordnung und Sicherheit. Ab jetzt rollte das Rad und alle, die irgendwie einen Anteil am Fehlverhalten hatten, mussten Wege aus dem kleinen Chaos suchen. Sie fanden sie!

Der nächst übergeordnete Leiter, der gleichzeitig die Bierberechtigung hatte, machte Alkoholkontrolle mit dem Prüfröhrchen. Nach einem kurzen Anblasen des Röhrchens durch den Klienten nahm er selbst das Röhrchen zur Hand und blies mit voller Kraft seinen Lungeninhalt ordentlich ins Röhrchen.

Natürlich zeigte das Prüfgerät dann nur einen kleinen Alkoholwert an und der Prüfer verwies den „Bessoffenen“ des Betriebes. Er erhielt am nächsten Tag ein Disziplinarverfahren, sicher mit einem Verweis. Da er sonst kaum Verfehlungen beging, hatte sein Vorgesetzter ihn und sich selbst aus der Schlinge gezogen. Das war schon ein Grenzfall, aber im Nachgang zum Lachen.

Ein Vornamensvetter von mir und in den 50iger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Verkauf der OLG tätig, fand für sich und seine angetraute Gattin immer kleine Tricks oder Auswege, um „Größeres“ mit Lässigkeit und Ironie zu „Kleinerem“ werden zu lassen.

Als Vertreter des Unternehmens zu den Leipziger Messen gehörte wieder einmal ein neuer Anzug auf den Körper. So abgesprochen und mit dem nötigen Kleingeld ausgestattet ging die Fahrt zur Messe nach Leipzig los. Der Versuch, hier in Weißwasser einen etwas ordentlichen Anzug zu erwerben, schlug fehl und auch in den Nachbarorten war die Auswahl nicht viel größer. So blieb nur Leipzig als Ausstatter übrig.

Als die letzten Messetage begannen, war noch kein Anzug gekauft, dafür aber das Kleingeld zur Neige gegangen. Der ständige Durst nach Ablauf der Messegeschäfte zehrte abends in Auerbachs Keller sehr am Inhalt des Geldbeutels.

Doch die Manfred's sind witzig und einfallsreich und es gab eine Lösung. Am letzten Tag wurde ein Schlafanzug gekauft und in Originalverpackung im Koffer verstaut. Nach der Rückkehr war sein Frauen gespannt auf den neu erworbenen Anzug. Auf die Ehefrau-Frage, wo der neue Anzug sei, kam die prompte Antwort: Im Koffer! Die Suche jedoch war vergebens. Zur Rede gestellt, aber um eine Ausrede nicht verlegen, kam jubelnd das Vorzeigen des neuen Anzuges, des Schlafanzuges! Manfred's Durst hatte den Kaufwillen besiegt. Von ihm könnte man viele Geschehnisse beschreiben. Sie füllten wohl ein ganzes Buch.

Dies kleine „Gaudi“ will ich auch noch der Nachwelt erhalten. Es war am Ofen II in der „Bärenhütte“, hier waren überwiegend die Kelchglaswerkstellen beschäftigt, als der Hüttenmeister Herbert Kokel gerade mal den „Allerwertesten“ gedreht hatte. Neben dem Ernst der Arbeit gehörte es ganz einfach dazu, Spaß und Freude zu haben. Wenn sich das nicht von allein oder durch Zufall ergab, dann wurde auch mal provozierend nachgeholfen.

Das Nachhelfen begann mit einer kleinen Absprache in einem kleinen Kreis, was, wann, wo und wie etwas zu geschehen hat.

Auf dem Kelchstuhl saß Horst Schumann, Einbläser war Erich Frenzel und als Anfänger war Rita Brose in der Werkstelle tätig. Wer Rita Brose kennt, der weiß, dass sie kräftig gebaut und für jeden Spaß zu gebrauchen war. In der Geheimabsprache hatte sie die wichtigste Funktion zu erfüllen.



Leistungsvergleich 1983;
auf dem Stuhl: Rita Brose, Glasgestaltung
(Foto: N. Schadow)

Horst Schumann wollte ein „Bombe reinhauen“, das war ein größerer Krug mit Bier gefüllt, der dann in der Werkstelle die Runde machte und Rita sollte die Tat vollbringen. Abgesprochen und vorerst ein Geheimnis blieb, was passieren sollte.

Erich Frenzel wusste von nichts, er war von Statur aus klein und auch ein Leichtgewicht. Beim Einblasen des Kelchoberteils sind die Beine leicht gespreizt, ein Bein betätigt auch die Technik des Hebens und Senkens der Eisenform in den Wassertritt. Genau in diesem Moment, als Erich Frenzel in dieser Stellung seine Atemluft in das Kübel blies und es zur Fertigform ausformte, ging Rita Brose mit ihrem Kopf dem Erich von hinten durch die Beine, hob ihn auf ihre Schultern und drehte eine Ehrenrunde mit Erich als Reiter auf der Ofenbühne. Erich war so überrascht, ließ die Glasmacherpfeife fallen und ergab sich seinem Schicksal. Sicher war er mehr als erstaunt, dass an seiner verwundbarsten Stelle plötzlich ein Frauenkopf zum Vorschein kam.

Das Gaudi war riesengroß, die ganze Mannschaft des Ofens lachte und es gab Gesprächsstoff den ganzen Tag über. Horst Schumann spendete mit großer Freude seine „Bombe“ in die Runde, alles war erheitert. Auch das war Glasmacherart!

In der Abteilung Planung, eigentlich war es die Abteilung Produktionserfassung, war in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts oder noch früher ein Abteilungsleiter vom „alten Schlag“ tätig. Ordnungsliebe, Exaktheit, auch Pünktlichkeit waren Attribute, die bei ihm hohen Stellenwert hatten. Er hieß Konrad Piwonka.

Vielleicht rührte das auch von seiner leidvollen Krankheit her: Er war hochgradig zuckerkrank, hatte Diabetes. Später hat ihn der Tod im Bahnhofsgebäude von Weißwasser ereilt. Eben wegen dieser Krankheit musste er Disziplin und Pünktlichkeit stark beachten.

Einem sehr jungen Mitarbeiter ereilte das Schicksal, dass er morgens den Arbeitsbeginn um längere Zeit verschlief. Ob der Abend vorher daran die Schuld trägt oder ob der Wecker nicht in Aktion war, entzieht sich meiner Kenntnis.

Voller Aufregung und mit dem Wissen, dass sein Chef sehr exakt war, vielleicht auch mit einer gewissen Angst vor der Schelte erklärte er seinem Vorgesetzten: „Ich werde die heute früh verloren gegangene Arbeitszeit heute Nachmittag abbummeln“. Große Heiterkeit und Gelächter der Mitarbeiter der Abteilung erfüllte den Raum. Das ist ihm wirklich ernsthaft in dieser Situation aus dem Mund gerscht. Er hat natürlich die Arbeitszeit nachgeholt.

Der, dem das passierte, der verdutzt aus der Wäsche schaute, ist Mitglied im Förderverein Glasmu

seum Weißwasser e.V. Wer Lust hat, kann rätseln, er sollte seinen Namen aus diesen Buchstaben zusammensetzen:

a c d d e e e e f g h i i l n o r r s s w

Viel Spaß und dem „Versprecher“ bitte ich um Verzeihung. Die Begebenheit ist durch eine Aussage einer ehemaligen Kollegin gesichert.

Den Rätselfreunden gebe ich zwei kleine Hilfen:

1. vorn steht „Sie“ und hinten „Er“
2. Umlaute sind durch Vokale ersetzt.

28. Episode: Die Robinie mit der „Eule“

Es war einmal wohl im Jahre 1988 oder 1989, also noch vor der Wende, als die „Eule“, Kennzeichen für ein Naturdenkmal, an der Robinie am Eingang des Unternehmens hing.

Durch Spezialisten des Unternehmens wurden Unterlagen für eine komplette Reorganisation, für eine komplette technologische Neuorganisation des Werk I des Stammbetriebes erarbeitet. Die Gebäude einschließlich des kompletten Innenlebens und die Schmelzwannen 4 und 5, an denen Stielgläser gefertigt wurden, alles wurde unter die Lupe genommen. Diese Gebäude und Anlagen waren verschlissen und mussten der Zeit Tribut zollen. Weiterhin wirkte sich der Bezug des Gemenges von einem Fremdbetrieb negativ auf den gesamten Produktionsablauf aus. Hinzu kamen die beengten Platzverhältnisse fast auf dem gesamten Hüttenhof sowie auch die Probleme des Gütertransportes auf dem Hof und zum Ausgang hin auf die Straße der Befreiung (heute Berliner Straße).

Das erarbeitete Projekt sah vor, gewisse Gebäude der Handwerkerbereiche, das Kesselhaus, Räume der Materialwirtschaft bis hin zum Trakt der Betriebsküche, Kultur und Speiseraum für eine neue, großzügigere Hof- bzw. Betriebseinfahrt sowie für neue Produktionsstätten einschließlich der Gemengebereitung, abzureißen. Die Planungen dafür sowie die benötigten finanziellen Mittel waren weitestgehend abgestimmt, als die politische Wende kam.

Im Wesentlichen sind all diese Dinge auch nach der Wende weiter bearbeitet und der neuen Zeit angepasst worden. Es war wohl ein glücklicher Umstand, dass die Planungen und alles damit Zusammenhängende fast fertig waren. Sie waren sicherlich ausschlaggebend dafür, dass die „Treuhand“ den Mut fasste und dieses Projekt mit über 50 Millionen DM bestätigte und das Geld zur Verfügung stellte.

Da in vielen Berichten und Informationen der damaligen Zeit fast eine Falschdarstellung erfolgte, will ich hier einflechten, dass die „Treuhand“ das Geld zur Verfügung stellte. Es war nicht so, wie die Presse schrieb, dass die Herren Dr. Kau und Stüvecke dieses Geld aus ihren Vermögen einsetzen sollten. Die Presse schrieb damals sinngemäß: *„Am 13. August 1992 verkaufte die „Treuhand“ das Unternehmen an den Rechtsanwalt Dr. Edwin Kau und den Kaufmann Claus-Peter Stüvecke mit der Auflage, gemeinsam mit der Treuhand und dem Freistaat Sachsen 50 Mill. Mark in den Betrieb zu investieren.“* Dies wurde auch so fälschlicherweise in der Veröffentlichung des Förderverein Glasmuseum Weißwasser e. V. „Glashütten in Weißwasser, S. 33, wiedergegeben. Richtig ist aber, dass das Geld von der Treuhand und nicht von den o. g. Herren stammte.

Dazu abschließend mein Urteil: Es war gut, es war richtig, es war das große Glück, dass wir Unterlagen fast fertig hatten, die einen Neuanfang ermöglichten!

Doch das alles sollte nicht Inhalt dieser Episode sein. Ich will nur eine Kleinigkeit heraus greifen, über die ich und andere auch heute noch schelmisch lächeln können. Nur wenige Meter vor dem heutigen Werksverkauf-Laden der Stölzle Lausitz GmbH steht noch immer und schon über 20 Jahre nach der Wende eine stolze Robinie, früher sagte man auch Akazie dazu. Sie sollte schon im damaligen Plan das „Zeitliche“ gesegnet haben und sie steht noch heute, hat viele Menschenschicksale überdauert. Dass sie noch heute Schatten spendet, dass viele Menschen ihren Blütenduft in der Nase spüren, dass aber auch einmal ein Radfahrer „mault“, wenn er sich einen Dorn in den Schlauch eingefahren hat, das alles haben wir Herrn Eckhard Lehmann, damals als Hauptmechaniker im Werk 1 tätig, und auch ein wenig mir zu verdanken.

Die Geschichte lief etwa wie folgt ab: Zu den Planungen für die gesamte Neugestaltung des vorderen Bereiches des Werk I mussten verschiedene leitende Mitarbeiter ihren Standpunkt darlegen. Betriebsleitung und Leitung Hauptmechanik waren gemeinsam absolut nicht einverstanden, dass die oben beschriebene Robinie dem „Hackebeil“ zum Opfer fallen sollte. Ein Baum, der mit Sicherheit schon 100 Jahre hier das Platzrecht hatte, darf wegen einer Hofeinfahrt nicht sein Leben lassen! Das war unser Wille. Leider stieg unsere Meinung bei den Planungskräften auf keine Gegenliebe. Sie beharrten auf den Einsatz der „Machete“!

Unser Sinnen. unser Trachten ging aber weiter, der Baum sollte bleiben. Herr Lehmann fand eine Lösung, die aber erst später an die Öffentlichkeit durfte, nicht zu den Zeiten, als es geschah. Die Umweltbehörden der DDR hatten für schützenswerte Objekte auch bestimmte Logos, das konnten welche für ganze Landschaftsgebiete, aber auch Einzelobjekte sein. Ein solches Logo besorgte Herr Lehmann und hatte es unbemerkt für die Öffentlichkeit an die Robinie geheftet. Ab diesem Tag stand der Baum unter dem Schutz der Umweltbehörde und keiner hat sich getraut, ihm etwas Böses angedeihen zu lassen.

An Stelle des Baumes wurden drei nur zeitweilig als Abstellplatz bzw. Materiallagerplatz für die Betriebsküche genutzten Garagen abgerissen.

Der Robinie wünsche ich trotz ihrer kleinen Altersbeschwerden noch ein langes Leben, dem Herrn Lehmann sage ich nochmals „Danke“ für seinen Handstreich. Ich freue mich an jedem Tag, an dem mein Weg an der Robinie vorbei führt.



Robinie vor dem Werkladen der Fa. Stölzle Lausitz GmbH,
gerettet durch die Herren Lehmann und Schäfer
(im Hintergrund die Ratiomittel-Halle, vorn rechts die ehemalige Post)
Foto: Theresa Loos, 18.05.2012

29. Episode: **Pleiten, Pech und Pannen**

Es war einmal, auch Pleiten, Pech und Pannen hingen mir manchmal an.

Wie schon anderswo beschrieben, wohnte ich eine Zeit lang im „Beamtenhaus“ in der Gartenstraße bei der Familie Hermann Schulz zur Miete. Das war in der Episode „Verbindungen der Bevölkerung zur Glasindustrie“, als ich etwas zur Böttcherei König zu sagen hatte.

Ich war im Dienst, saß an meinem Schreibtisch, als plötzlich das Telefon läutete. Die Botschaft war nicht zum Lachen. In meiner Schlafstätte hatte es gebrannt. Es war in der Weihnachtszeit des Jahres 1958, das Fenster war leicht geöffnet. Draußen spielten die Kinder mit Wunderkerzen, die sie als Propeller durch die Luft wirbeln ließen. Eine dieser „Wunderwaffen“ fand tatsächlich den Schlitz durchs Fenster, entzündete die Gardine, sie fiel am Kopfende des Bettes zu Boden. Die Rückwand war rauchgeschwärzt und musste erneuert werden. Glück im Unglück war, dass ein Straßenpassant sofort meine Wirtsleute informierte und Hilfe beim Löschen gab.

Warum sollte ich nicht, wenn ich andere zum An- oder Auslachen gebracht habe, mir auch den Spiegel vor die Nase halten und über folgende Begebenheit schmunzeln:

In meiner Tätigkeit als Abteilungsleiter in der Erzeugnisentwicklung habe ich meinen Arbeitsplatz über den Hintereingang betreten. Es war in einem Gebäude der ehemaligen Betriebsberufsschule. Ich nahm mir das Recht heraus, einen privaten Zweitschlüssel für das Gebäude zu nutzen. Das war sicherlich nicht ganz astrein zur damaligen Zeit. Wie üblich ging der Hinweg über die Jahnstraße vorbei am Unterrichtsgebäude der Betriebsberufsschule ins Territorium der praktischen Ausbildungsstätte. Ich war mit meinem Fahrrad unterwegs, im Betriebsgelände natürlich laufend. Nun hatte es die ganze Nacht über geregnet, die Wege waren voll Pfützen und in der Finsternis des Morgens war kaum etwas zu erkennen. Für mich unverständlich lag an einer Stelle des Weges aufgeschütteter Erdaushub. Vorsichtig ging ich über den Erdhaufen, das Rad an der rechten Hand führend. Plötzlich verlor mein Fahrrad den Boden unter seinen Rädern und versank in einem Loch, voll mit Regenwasser der letzten Nacht. Ich wollte es aber nicht freiwillig loswerden und so nahm das Drama seinen Lauf. Ich mit dem Fahrrad oder das Fahrrad mit mir landeten badend in der Tiefe. Am Spätnachmittag des Vortages gab es einen Wasserleitungsrohrbruch, den die Betriebshandwerker bis zum Abend behoben hatten. Durch die eintretende Finsternis gehindert, sollte gleich am nächsten Morgen die Beseitigung der Störung fortgesetzt werden.

Leider war ich zur falschen Zeit am falschen Ort und ging unfreiwillig baden. Ich war total gewässert und auch mein Frühstücksbrot konnte ich wie einen Schwamm ausdrücken. Zu Hause gab es noch kein Telefon. Das aber unser Nachbar aus dienstlichen Gründen ein Telefon besaß, konnte ich meine Frau benachrichtigen. Sie kam nach kurzer Zeit mit einer neuen, vollständigen Wäscheausrüstung per Fahrrad an. Am Ende lachten wir beide über das Geschehene. Ich war zwischenzeitlich nur mit meinem Berufskittel bekleidet. Man macht soviel im Leben durch, warum nicht auch dies kleine Spektakel. Ich musste noch längere Zeit den Spott meiner Mitarbeiter ertragen.

Es war wohl Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Wir hatten wieder einmal erhebliche Sorgen mit den Schiebebildern, die wir vom VEB Technodruck bezogen. Auch dort gab es die gleichen Sorgen, mit denen unser Unternehmen zu kämpfen hatte: Probleme bei der Materialbeschaffung bzw. mit der Qualität des Vormaterials. Ich wollte vor Ort in mündlichen Gesprächen Klärungen erreichen. Das ist aber nicht der Inhalt meines jetzigen Beitrags, sondern ich hatte Mitfahrer im Auto, die eine von uns verursachte Reklamation beim Militärhandel der „Roten Armee“ in Leipzig zu unseren Gunsten klären sollten. Die Firma nannte sich „Spezialhandel Taucha“.

Diese beiden Mitarbeiter, einer von der TKO (Gütekontrolle) und der damalige Leiter der Maschinenschleiferei, auch als Panzer-Meier bekannt, nutzten das Betriebsauto zur Weiterfahrt nach Taucha. Die Rückfahrt nach Weißwasser war für den frühen Nachmittag abgestimmt. Ich musste bei Technodruck viel Ruhe bewahren und Zeit absitzen, ehe das Auto kam. Bereits beim Platz nehmen im Auto merkte ich, dass deutlich viel Alkoholgeruch den Fahrgastraum durchströmte. Besonders Panzer-Meier hatte erhebliche Probleme beim Artikulieren, er stotterte mehr. In der Folge der Fahrt und der laufenden Gespräche merkte ich, dass die Reklamation ohne nennenswerte Folgen für uns abgelaufen war.

Für die Verhandlungspartner auf der anderen Seite ergab sich die günstige Möglichkeit des Zugriffs auf Freund Alkohol. Ein Gläschen nach dem anderen, aber mit „Sto-Gramm“, wurde geleert und der Sieg gefeiert. Je mehr wir nun der Heimat näher kamen, desto ruhiger wurden meine Mitfahrer. Zuletzt erfüllte wohlighes Schnarchen die Hinterbank. Noch ahnte ich nicht, was mir passieren sollte. Beim Aussteigen habe ich hilfsbereit Panzer-Meier unter die Arme gegriffen und bis zur Eingangstreppe des AWG-Häuschens in der Jahnstraße Unterstützung gegeben.

In diesem Moment ging die Haustür auf und Frau Meier stand in ihrer vollen Größe vor mir. Eine wahre Kanonade von Schimpfwörtern ging auf mich nieder. Ich war so verdutzt und hatte auch keine Chance, ich fand keine Worte. Je ruhiger ich blieb um so erzürnter wurde sie. Scheinbar wartete sie auf eine Entschuldigung von mir. Einer mir angedrohten deftigen Ohrfeige entzog sich mein Kopf, Kurt aber bekam sie ab.

So kommt man vollkommen unschuldig in eine Situation, die ich absolut nicht verursacht habe. Es ging aber noch glimpflich ab!

Es war noch die Zeit, als ich als Designer fast alle Leipziger Messen besucht habe. Ich glaube, es könnten an die 40 gewesen sein.

Neben der wirklich ehrenhaften Arbeit gab es auch manchmal die Gelegenheit, seinen Mitarbeitern oder auch den Verkäuferinnen aus dem Exportbereich den einen oder anderen kleinen Streich zu spielen. So trug sich dieser kleine Vorfall mit meinem viel zu früh verstorbenen Kollegen Georg Richter zu.

Es war Abschlussstag einer Leipziger Frühjahrsmesse in den 1970er Jahren und bereits kurz nach der Mittagszeit verschwand immer wieder ein Ausstellungsstück vom Messestand und fand Platz in den Transportkisten, mit der Muster den Heimweg antraten. An diesem Tag gab es ab einer gewissen Uhrzeit auch „Marscherleichterung“ in der Anziehordnung und jeder stellte sich nun auf die folgende Einpackaktion ein. Wie üblich – die „Weibleins“ waren etwas eitler, aber die „Männleins“ etwas kühler.

Mit meinem Freund Georg Richter gab es bereits vorher kleine Hänseleien, nicht Hässlichkeiten. Jeder versuchte, dem anderen einen Streich zu spielen und sich so die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Die Schuhe wurden ausgezogen, in die Ecke gestellt und leichtere Latschen angezogen. Ich nutzte die Gelegenheit und habe einen Schuh meines Kollegen Georg auf die Innenseite einer Holzkiste (Transportkiste) genagelt, wieder verschlossen und stellte sie so, dass er sie als nächstes zu öffnen hatte. Natürlich war er sichtlich überrascht und auch schockiert, als sein Schuh zum Vorschein kam. Vorerst hatte ich die Lacher auf meiner Seite, aber ich sollte dafür noch büßen!

Zur eigenen Sicherheit hatte ich meine Schuhe sicher verstaut – und zwar in einem transportablen Sicherheitsschrank. Er wurde während der Messezeit als Verwahrungsstätte für bestimmte Unterlagen genutzt. Unsere Sicherheitsorgane hätten am liebsten gewollt, dass wir auch unsere Zahnbürste darin verstaut hätten.

Ich hätte gern einmal gewusst, wer und wie viele für diese Truppe zur Leipziger Messe im Einsatz waren.

Doch zurück zum Panzerschrank, besser Blechschränk! Es kam die Abendzeit und die Kollegen der Werbeabteilung sammelten die Schlüssel und Schränke ein. Sie wurden anderswo gelagert und zur folgenden Messe wieder ans Tageslicht geholt.

Ich habe mit keiner Silbe mehr an mein bestes Paar Schuhe gedacht, gab bedenkenlos den Schlüssel und damit meine Schuhe preis. Es sollte fast 4 Monate dauern, ehe ich die guten Stücke wieder zu Gesicht bekam, gekrümmt und verbogen – anscheinend durch die große Hitze am Lagerort.

Meine „Odyssee“ war aber noch nicht beendet. Die Heimfahrt erfolgte mit einem Bus, der das gesamte Standpersonal „kutscherte“. Anscheinend durch meine Misere angestachelt machte der Bus zu einem Nachtmahl unterwegs halt. Es war entweder Luckau oder Torgau. Durch das gebildete Spalier aller vom Standpersonal durfte ich mit „Badelatschen“ und Wintermantel die Gasstätte betreten. Zu recht hatte jetzt mein Kollege Georg Richter die Lacher auf seiner Seite. Ich ertrag trotzdem alles mit Würde!

So spielt eben das Leben!

30. Episode: **Jubiläen, festliche Anlässe und Ehrungen**

Es war einmal und mir fallen die vielen kleinen und größeren Jubiläen, andere festliche Anlässe und

Ehrungen ein, mit denen sich die Bürger des Ortes oder des näheren Umfeldes der Stadt Weißwasser verbunden fühlten. Dazu finde ich in meiner kleinen Gläser-Sammlung, aber auch anderswo, eine Vielzahl dafür angefertigter Erinnerungen.

Ich erhebe absolut keinen Anspruch auf Vollständigkeit, auch keinen Anspruch auf Wichtig- oder Wertigkeiten und es sind alles Dinge, die in meiner Schaffensperiode stattfanden, an die ich mich persönlich erinnern kann. Es sind Erinnerungen aus dem persönlichen und dem kommunalen Umfeld.

Dazu erwähne ich teilweise auch Namen von Personen, die sich aus dem jeweiligen Anlass verdient gemacht haben. Sie sollten in der Erinnerung der jüngeren Generation bleiben!

Aus Anlass des 75-jährigen Betriebsjubiläums der OLG (Oberlausitzer Glashüttenwerk, heute: Stölzle Lausitz GmbH) im Jahre **1964** wurden ehrenwerten Personen, Betriebsangehörigen, aber auch Partei- und Staatsfunktionären eine Vase mit dem Aufdruck „75 Jahre OLG“ und dem Rautenzeichen in Schwarz mit Gold überreicht. Aus meiner Kenntnis war es nur eine begrenzte Anzahl, die gefertigt wurde. Heute stehen diese Zeitzeugen noch in Wohnzimmerschränken und fristen dort ihr Leben. Das verwendete Siebdruck-Gold ist bereits stark in Mitleiden-schaft gezogen und zeigt deutlich Spuren von Oxidation!



Wer kann sich noch erinnern, dass im Jahre **1967**, also fast vor 50 Jahren, in unserem Heimatort eine Briefmarkenausstellung des Bezirkes Cottbus statt fand? Einige Menschen, die sich damals dafür einsetzten, will ich mit Namen nennen:

- Georg Britze
- Walter Pabel
- Walter Meißner
- Klaus Feller
- Peter Breuer

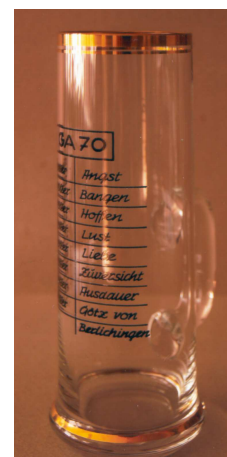
Die nicht genannten und trotzdem Beteiligten bitte ich um Verzeihung.



Als Beleg für diese Veranstaltung möge das Foto dienen. Das Glasstück wurde in Bleikristall in der „Bärenhütte“ gefertigt und nahm mehrfach Bezug auf das Thema „Philatelie“. Die Form erinnert an ein Postwertzeichen, früher schlicht „Briefmarke“ genannt, hegt aber auch Assoziationen zu einem Briefbeschwerer aus älterer Zeit.

Von 1970 bis 1974 besuchte ich die damalige Ingenieurschule für Glastechnik hier am Ort. Aus Anlass des erfolgreichen Abschlusses im Jahr **1974** hatte ich dieses Bierseidel an der Werkstelle meiner Abteilung fertigen lassen. Den Siebdruck zum Anlass entwarf mein Stellvertreter Gerhard Lindner, der auch den Druck ausführte. Das Seidel wurde nie in der Produktion gefertigt, es entstand nur für diesen Zweck.

Es war sicherlich nicht ganz rechtmäßig, dass für die Dekoration dieses Erinnerungsstückes Gold verwendet wurde. Heute kann ich es zugeben, damals war es anrühlich, wenn nicht sogar strafbar!



Die Klassenbezeichnung lautete GA70, in Deutsch: Glastechnik. Abendstudium, Studienbeginn 1970. Den einzelnen Semestern wurden Attribute zugeordnet, die teils recht nahe am Befinden zur jeweiligen Zeit waren.

Eine schöne Erinnerung, der ich auch einige Namen hinzufügen will, die sicherlich noch bekannt sind, u. a.:



- Rosemarie Stellmaszyk
- Christa Mucha
- Dietmar Schallschmidt
- Egon Bartkowiak
- Heinz Richter
- Peter Breuer
- Ulrich Klimek
- Manfred Schäfer
- Dieter Behnsch

Einige sind in der Glasindustrie im Ort, teils auch in Uhmansdorf bzw. Döbern geblieben, andere hatten auch schon im Vorbereitungslehrgang die Segel gestrichen.

Im Jahre **1975**, auch schon wieder fast 40 Jahre her, hatte ich gemeinsam mit Georg Richter den Gedanken, Glas-Plaketten, praktisch im Sinne von Eintrittskarten oder als Erinnerungsstücke zu formen. Ein größerer Posten verarbeitbares Glas wurde auf die Wälzplatte getropft, lief etwas in die Breite und wurde mit einem einfachen Handstempel oberflächlich geprägt.

Der Hauptzweck war wohl, dass vielen Beteiligten am „Fest der Glasarbeiter“ die Erinnerungsplakette überreicht werden sollte. Die zwei Darstellungen stellen symbolisch die Flamme während des Schmelzprozesses und die Kristallbildung dar; das zweite Motiv zeigt, wie ein Glaskelch aus der Flamme geboren wird. Ich kann mich noch gut erinnern, wie viel Krampf und Kampf es gekostet hat, diese Prägestempel zu fertigen. Es wäre in heutiger Zeit eine Lachnummer!



Die Kleinserie dieser geprägten Plaketten fertigte ein Glasmachertrupp, dessen Leitung mein Mitarbeiter Horst Gramß hatte. Dazu gab es auch den Bierpokal „Topas“ mit 3-Farben-Siebdruck und Goldrand.



Die Ingenieurschule für Glastechnik, die einzige auf dem Territorium der DDR, erhielt **1975** ein Andenken in Form eines Bierpokals „Spree“ 0,2 l mit einem 3-farbigem Siebdruck.

Sie wurde im Jahre 1950 als Fachschule für Glastechnik in den Räumen Schillerstr. 1 gegründet. Der erste Direktor hieß Linke, später war es Retzlaff bis 1955. Ab 1952 nimmt der Bau und Ausbau neuer Gebäude seinen Anfang. Die Anzahl der Studenten steigt ständig bis dahin, wo die Wende 1989/90 kam. Ich war hier Student!

Das Grundstück mit den Gebäuden erwarb, wie kann es anders sein, ein Bundesbürger aus dem Westen. Er wollte damit das große Geld machen, fand aber keine Gönner, die ihm helfen sollten. Heute ist es mehr oder weniger vergammelt, ist teils zertrümmert und wird bald ein weiterer Schandfleck in unserem Ort sein. So, genau so, habe ich viele „Raffkes“ leider erlebt.

Im Jahre **1979** feierte die Feuerwehr, damals „Freiwillige Feuerwehr“, in Weißwasser das 90-jährige Jubiläum. Nun haben ja die Feuerwehr und die Glasindustrie miteinander ein sehr enges Verhältnis zueinander – nicht immer ein gutes. Ich möchte nicht die Brände, die Infernos zählen, die auf das Konto der Glasindustrie kommen. Daneben wurden auch die Wälder dieser trockenen Region oftmals Opfer des Feuerteufels.

Ich will aber an die Leute denken und erinnern, die sich in den Unternehmen der Glasindustrie „Bärenhütte“, OLG oder woanders dafür eingesetzt haben, dass dem Feuer so wenig als möglich eine Chance eingeräumt wurde.



In der OLG wurde für diesen 90. Jahrestag ein kleiner Pokal mit mehrfarbigem Siebdruck und Goldrändern als kleines „Danke“ gefertigt.

Ich möchte gern noch einflechten wollen, wer als Wehrleiter in der OLG und später im KLG so alles im Einsatz war. Wahrscheinlich wird auch die zeitliche Folge stimmend sein:

- Günter Käbrich / Betriebselektriker
- Dieter Abraham / Betriebselektriker
- Günter Neumeier / Glasmacher
- Günter Beland / Glasmacher
- Lutz Natusch / Betriebselektriker
- Dieter Fuchs / Hofkolonne
- Burghard Prell / Gabelstapler-Fahrer
- Wilfried Hebig / hauptamtlich für den Stammbetrieb

Ihnen allen gilt noch heute meine Achtung!

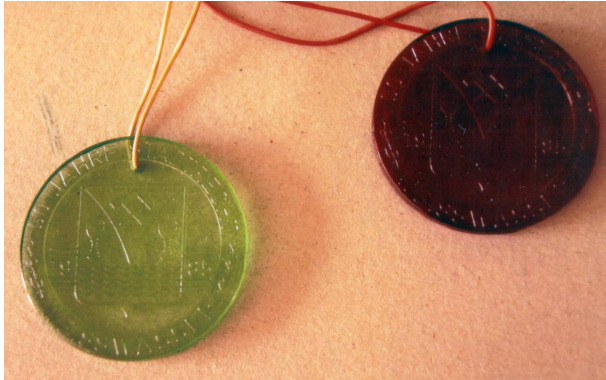
Gleiche Mühen bei der Ermittlung der Personen habe ich für die „Bärenhütte“ aufgewendet – der Erfolg ist leider nur mäßig. Ich habe keine Ansprechpartner gefunden, die mir weiterhelfen konnten. Mit absoluter Sicherheit kann ich

- Günter Strehle
- Wolfgang Seidel und evtl.

- Peter Simmert

als Wehrleiter benennen. Sollte ich bis zum Erscheinen dieser Episode nichts Weiteres in Erfahrung bringen, dann bleibe ich trotzdem an der Nachforschung. Ich bitte um Verständnis.

Im Farbglaswerk Reichenbach, zeitweilig auch ein Betriebsteil des Stammbetriebes „Lausitzer Glas“, sind 1985 die Glasplaketten für den Anlass „50 Jahre Stadtrecht für Weißwasser“ gefertigt worden. Sie werden mit Sicherheit noch in vielen Haushalten der Stadt aufbewahrt.



Es waren Eintrittskarten zu verschiedenen Veranstaltungen innerhalb des Stadtgebietes. Leider war die äußerliche Bearbeitung dieser Plaketten hundsmiserabel ausgeführt. Der Saum, der den Pressgrat rundum beseitigen sollte, war noch hässlicher als der Ursprungs-Pressgrat.

Nun sprengen doch Dinge meinen gewählten Rahmen und ich muss einfach ein Jubiläum herausheben, bei dem mir die Gänsehaut über den Rücken läuft. Aus Anlass „90 Jahre Bärenhütte“ im Jahre **1987** gab es in ganz geringer Auflage einen Briefbeschwerer, wo ich noch nicht weiß, wem er von der Hütte her zugeordnet werden sollte. Bisherige Erkundungen sagen aus: Beteiligt an der Fertigung könnten die Herren Günter Freudenberg, Heinz Zietsch und evtl. auch Kurt Schwarz als Hilfskräfte gewesen sein.

Ich glaubte bisher, dass die gesamte Technik und Technologie der Fertigung von Briefbeschwerern bei den Glasmachern der „Bärenhütte“ bzw. OLG verloren gegangen sei. Auch ich hatte diese Technologie innerlich abgeschrieben – und doch gab es sie noch.

Mir kam dieses Stück erstmals am 26.09.2012 zu Gesicht und ich nehme auch die Schuld auf mich, nicht genügend nachgeforscht zu haben. Danke an Heinz Schade, der diesen Briefbeschwerer sein eigen nennt und auch den Schliff angebracht hat.

Auf einem Bett aus weißen Glaskröseln ruht das Signum der „Bärenhütte“, gebildet aus dem „W“ von Weißwasser als Doppelkelch mit Stiel und Bodenplatten. Darüber in flacher Form das Jubiläum „90 Jahre BÄRENHÜTTE“. Der Körper des Briefbeschwerers bildet eine fast ideale Kugel mit Standfläche. Ein breiter Spulenschliff, 9-teilig bis in $\frac{3}{4}$ der Höhe, zeigt die Handschrift von Heinz Schade.



Dieses Andenken stelle ich an die Spitze all derer, die ich kenne! Besseres ist mir nicht bekannt!

Ich hatte schon Kenntnis davon, dass es in den Jahren zwischen 1970 und 1990 in der OLG immer wieder Lichtblicke gab, diese Fertigungstechnologie neu zu beherrschen. Überwiegend scheiterten diese Wünsche aber an vielen technisch-technologischen Voraussetzungen. Nur eine will ich nennen: Die neuen Kühlbahnen waren nicht in der Lage, den Entspannungsprozess ordentlich zu beherrschen. An diesen Versuchen waren vor allem die Glasmacher Sieghart Kaiser und Horst Schumann beteiligt. Einen echten, großartigen Erfolg kenne ich aber nicht.

Bilder: Theresa Loos

31. Episode: **Hebbel und der Sozialismus**

Es war einmal und mein heutiger Beitrag kam mir in den Sinn, als ich das Zitat von Hebbel las: „Es ist unglaublich, wie viel Geist in der Welt aufgeboten wird, um Dummheiten zu beweisen.“ Es trifft auf sehr viele Bereiche des gesellschaftlichen Lebens zu, heute noch mehr, als zu der Zeit, in der Hebbel (1813 – 1863) lebte.

Als die Glasindustrie in der damaligen sowjetischen Besatzungszone so langsam wieder Tritt fasste, traten auch erste Befehle, Anordnungen bis hin zu Gesetzlichkeiten in Kraft. So gab es eine Anordnung, dass die Endpreise der verschiedenen Glaserzeugnisse nicht höher liegen durften, als der Endpreis 1944 war, zu deutsch: Es galten die Stopp-Preise von 1944, obwohl sich vieles, ja ganz vieles, radikal verändert hatte.

Ich erachte diese Festlegung von damals als sehr wichtig, um die eigene Bevölkerung vor einer Preistreiberi zu schützen. Das war richtig! Irgendwann war es klar, dass sich der Hund deshalb mal in den Schwanz beißen musste. Und das kam.

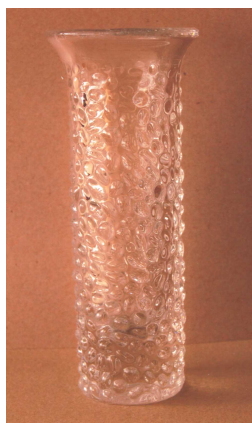
Als erste Handelstätigkeiten über Grenzen hinweg dazu kamen, hatte diese Festlegung seine Bedeutung verloren und wurde zum aktiven Hemmschuh einer Entwicklung. Mit der politischen Aufforderung der Staatsmacht, Produktionssteigerungen in den Unternehmen anzupeilen, Pläne für eine effektivere Produktion zu erarbeiten und materiell zu sichern, gab es dann erhebliche Kollisionen mit den Stopp-Preisen von 1944. Sie wurden zum Hindernis. Etwa Mitte bis Ende der 50er Jahre mussten sich unsere preisbildenden Organe noch immer an diese Anordnung halten – selbst neu gestaltete Erzeugnisse sollten immer wieder preislich an den bestehenden gemessen werden. Das konnte spätestens dann nicht mehr funktionieren, wenn die Erzeugniskosten höher und höher wurden, die Rohstoffpreise wuchsen, die Lohnkosten stiegen usw.

Um die neuen Planaufgaben zu erfüllen, musste es zu einer gewissen Reaktion kommen. Mehr und mehr wurden ältere Erzeugnisse, auch gute und allerbeste, aus dem Produktionsprozess ausgeschieden und durch neue ersetzt, denen nach und nach ein neuer Preis zugeordnet wurde. Leider fielen auch ein Großteil der Wagenfeld-Erzeugnisse dieser Entwicklung zum Opfer. Genau auch zu dieser Zeit setzte im manuellen Bereich der Glasfertigung das Wollen ein, noch schneller zu sein und zur Maschine in Konkurrenz zu treten. Beispiel: Vakuumgezogene Stiele! Diese Entwicklung ging aber eindeutig zu Lasten der Qualität!

Ich erinnere mich noch vieler Gespräche und Begebenheiten, die ich mit den Leuten der „Preisabteilung“ hatte. Hier flechte ich einige Namen ein, die auf diesen Posten ihren Lebensunterhalt verdienten: Rudi Frank, Walter Puppe, Jupp Landgraf, Anni Hils. Sie mögen für alle anderen auch stehen.

Jetzt kommt eigentlich nochmals so richtig Wut in mir auf, wenn ich an das damals herrschende Wirtschaftssystem denke. Wie blöd, wie blind und wie behämmert waren wir eigentlich? Simpelst und einfach wäre die Lösung: Das Erzeugnis kostet soviel, wie seine Herstellung kostet plus etwas Gewinn fürs Unternehmen. Wir aber haben daraus und darüber ein Kartenhaus gemacht, das einstürzen musste. Bei uns musste der Pförtner einverstanden sein, der Kreissekretär und irgendwelche Ämter und Institutionen ebenfalls „Ja“ sagen.

Ich will unsere Dummheit nochmals an einem Beispiel erklären:



Ich hatte meinem Mitarbeiter, dem Designer Georg Richter, die Anregung gegeben, für gewisse Situationen einen Bleiglasartikel mit festgeblasener Optik zu entwickeln. Am Ende haben wir die Grundform der Vase „Krone“ (20 cm) dafür genutzt und eine Optik-Form aus dem Bereich Wirtschaftsglas verwendet. Wie das Foto zeigt, ist der Rand hüttenverwärmt und leicht aufgetrieben. Es existieren nur wenige Stücke! Es war fast unmöglich, für diese Vase einen Preis zu bilden! In allen Unterlagen gibt es keine Festschreibung für Erzeugnisse aus Bleikristall, festgeblasen. Damit konnte man nicht, wollte man nicht, durfte man nicht!

Bitte: Schuld hatten nicht die Mitarbeiter, die für die Preisbildung zuständig waren, sondern das System für die Preisbildung!

Und noch ein Beispiel hinterher! Ich hatte eine Likörflasche entwickelt. Ein Engpass für Flaschen war die Einbohrkapazität für die Stopfen. Ich wollte helfen, dieses Problem zu lösen. Als Stopfen hatte ich eine bereits bestehende Lösung in Absicht. Es war ein Verschluss einer Thermoskanne bzw. -flasche. Auch diese Entwicklung ist an Hindernisse gestorben, die dem System innewohnten.

Diese Vase und Flasche sollten uns zeigen, dass sich auch die Designer Gedanken machten, um der Volkswirtschaft der DDR Unterstützung zu geben. Von der Flasche existiert nur noch ein einziges Stück! Für beide Erzeugnisse gab es unsererseits keinen besonderen Jubel, es waren keine Wunderwerke, sollten aber Hilfe sein.



Aus beiden Entwicklungen ist letztendlich nichts geworden. Die genarbte Vase wollte keiner und die Likörflasche starb daran, dass der Stöpsel nicht sicherbar war – es stand nicht genügend Kork für diesen Verschluss zur Verfügung. Selbst „Schachtelmax“ seine Kunst bei der Besorgung war zu Ende. Noch etwas tritt mit diesen Beispielen ans Tageslicht: Die Designer waren immer präsenter Gefahr ausgesetzt. Sie eckten im System der DDR an irgendeiner Stelle immer an, egal, ob seitlich, nach unten oder nach oben. Die Grenzen waren so eng, dass der Klöppel immer an den Glockenrand schlug. Gefiel irgend eine Entwicklung dem Kunden, dann hatte sicherlich ein „Kulturamt“ der DDR Einsprüche, dass es eventuell dem sozialistischen Charakter nicht entspräche. Stellte der Designer besondere Forderungen an Technik oder Technologie, dann kam die geballte Gegenwehr von dieser Seite. War das Erzeugnis aus irgendwelchen Gründen nicht oder schwer verkäuflich, da kam von der Leitung des Unternehmens der Hinweis, es zukünftig besser zu machen oder es hagelte massiv Kritik an der Arbeit des Gestalters bzw. des Leiters der Gestaltungsabteilung. Hatte der Gestalter die Maße für Verpackungen (Kartonagen) nicht an vorhandene angepasst, dann hat der Bereich Materialwirtschaft warnend den Zeigefinger erhoben.

Ich höre mit Beispielen auf, Hindernisse gab es bei weitem mehr, als ich anführte. Wenn ich an die Blasformen- bzw. Preßformenbereitstellung denke, dann stehen mir noch heute die Haare steil gen Himmel!

Fotos: Theresa Loos

Impressum:

Herausgeber: Förderverein Glasmuseum Weißwasser e.V.
Redaktion: Reiner Keller; Jochen Exner
Forster Strasse 12 | D 02943 Weißwasser
Telefon: 03576-204000 | Fax: 03576-2129613
E-Mail: info@glasmuseum-weisswasser.de und glasmuseum-wsw@t-online.de
Internet: www.glasmuseum-weisswasser.de

Spenden zur Unterstützung der Arbeit des Fördervereins sind willkommen!